

# Heimatkalender

für den Kreis Zauch-Belzig

1942

*neu*

Verlag: Streiter-Verlag, Inh. Fritz Tittmann, Treuenbriezen

Das Titelbild zeigt das alte Stadttor von Brüel und ist eine Zeichnung von Wulfert. — Verantwortlich für den Text: Hermann Kretschmann. Bearbeitet von Landrat Dr. Wegner und Oskar Brachwitz. Verantwortlich für die Anzeigen: Walter Goersch. Druck und Verlag: Streiter-Verlag, Inhaber Fritz Littmann, Sämtlich in Treuenbriezen. — Preis des Kalenders 50 Rpf. — Gültige Preisliste Nr. 2 vom 1. April 1941. — G. 5. 8. 41. — M.-N. 3000.

## Aus Zaucheland und Amt Belzig wird Zauch-Belzig

Von D. Brachwitz

Am 31. Januar 1816 erhielt der Kreis Zauch-Belzig durch eine Kabinettssorder des damaligen Königs seine heutige Gestalt. Bis dahin war der Zauchesche Kreis mit dem Luckenwalder Kreis zusammengefaßt gewesen. Die Verwaltung lag in Händen des Landrats von Rochow in Golzow, die Kreisasse befand sich in Potsdam.

Bedeutungsvoll für die Neuordnung unseres Heimatkreises wurde die 1815 erfolgte Angliederung des nördlichen Teiles von Sachsen und damit des Amtes Belzig an Preußen. Die Abtretung sächsischer Gebiete war eine Folge der Haltung des Königs, der während der Befreiungskriege auf Seiten Napoleons gekämpft hatte.

Im Verlauf des Feldzuges war das Königreich Sachsen von den Truppen der verbündeten Preußen, Russen und Schweden besetzt worden. Der Führer der Nordarmee, der Kronprinz von Schweden, erließ beim Einmarsch am 10. September 1813 einen Aufruf, in dem es u. a. heißt: „Die Armee von Nord-Deutschland hat Eure Grenzen überschritten, sie führt nicht Krieg gegen die Völker Eurer Fluren, sie ist nur gegen deren Unterdrücker gerichtet. Wir werden alle Sachsen als Freunde betrachten, Euer Hab und Gut soll verschont bleiben. Wenn deutsches Blut fließt, so fließt es nur für die Freiheit Deutschlands, nicht für den Willen eines Einzigen, an den kein Band und kein Interesse Euch bindet.“

Nach dem Plan des Freiherrn vom Stein wurde für das besetzte Sachsen ein Generalgouvernement eingerichtet, zu dem auch das Amt Belzig gehörte. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1815. Am 30. April 1815 erschien ein Gesetz über die „Einteilung des Preußischen Staates nach seiner neuen Begrenzung“. Darin wurde für das Amt Belzig bestimmt, daß es zur Provinz Brandenburg, und zwar zum Regierungsbezirk Potsdam, kommen sollte. Während des Wiener Kongresses hatten Preußen und Sachsen am 18. Mai 1815 einen Vertrag geschlossen, durch den Nordachsen und damit auch das Amt Belzig endgültig an Preußen abgetreten wurde. Der König von Preußen wandte sich vier Tage später in einem Auf-

ruf an die neuen Einwohner Preußens, in dem er die „befreundenden Bande der Nachbarschaft, der Sprache, der Sitten und der Religion“ betonte. Ferner heißt es darin: „Wenn Ihr Euch mit Schmerz von frühern, Euch werten Verhältnissen lossagt, so ehre ich diesen Schmerz, als dem Ernst des deutschen Gemüts geziemend. Meine alten Untertanen haben große und teure Opfer gebracht. Sie haben das Zeugnis erworben, durch Tapferkeit und Treue für ihren König auch Deutschland von der Schmach der Knechtschaft errettet zu haben. Aber sollten sie die eigene Unabhängigkeit und die Freiheit Deutschlands behaupten, sollten die Früchte des schweren Kampfs und der blutigen Siege nicht verloren gehen, so gebot es eben so sehr die Pflicht der Selbsterhaltung als die Sorge für das deutsche Gemeinwohl, Eure Länder mit meinen Staaten und Euch mit meinen Untertanen zu vereinigen. Nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben.“

So waren die Einwohner des Amtes Belzig Preußen geworden. In jenen Tagen schrieb ein Bürger der Stadt Belzig in seine Familienbibel: „Wir sind preußisch geworden, nun ist Belzig verloren.“ Er war ein schlechter Prophet, denn gerade Belzig ist später sogar Kreisstadt geworden.

Für die Bildung des neuen Kreises war das Bestreben in Preußen ausschlaggebend, neu erworbenes Gebiet nach Möglichkeit mit altpreußischen Verwaltungseinheiten zu einem Ganzen zu verschmelzen. Man wollte auf diese Weise die bisherigen Sachsen ihren alten Zusammenhängen entreißen und sie möglichst bald zu Preußen machen. Hinzu kam eine schon seit Jahren in Preußen geplante Verwaltungsreform, bei der auch der Zauchesche Kreis abgeändert werden sollte, wobei bald Treuenbrieken, bald Beelitz als Kreisstadt in Vorschlag gebracht wurde. Es waren schon verschiedene Pläne vom Regierungspräsidenten in Potsdam dem Innenminister eingereicht worden. Nun, da noch sächsische Gebietsteile mit preußischen verschmolzen werden sollten, wurde bei einer Besprechung des Regierungspräsidenten mit den Landräten in Potsdam am 24. und

25. August 1815 beschlossen, den Lützenwalder Kreis und das Ländchen Bärwalde von der Zauche zu trennen. Der Zauchesche Kreis hätte dann noch 20 Quadratmeilen und 25 000 Einwohner, hinzu soll das Amt Belzig mit 8 Quadratmeilen und 14 000 Einwohnern kommen, so daß der künftige Kreis 28 Quadratmeilen mit 39 000 Einwohnern umfassen würde. Die frühere sächsische Bevölkerung würde also reichlich ein Drittel betragen. Für diesen Kreis erscheine an sich Beelitz als die geeignete Kreisstadt, aber es fehle dort an einem Lokal für die Behörde. Dadurch, daß der Landrat von Rochow von Golzow aus, das an der Kreuzung der Postkurse Potsdam—Ziesar, Brandenburg—Belzig und Brandenburg—Treuenbriezen liege, regiere, könne die Kreisstadt im Zentrum zunächst verschmerzt werden.

Doch der Innenminister lehnte die Vorschläge des Regierungspräsidenten ab, er verlangte mehr Kreise als vorgesehen, u. a. sollte für die Zauche Treuenbriezen als Zentralpunkt in Frage kommen. So blieb dem Potsdamer Regierungspräsidenten weiter nichts übrig, als einen neuen Kreiseinteilungsplan einzureichen. Zauche und Amt Belzig sollen danach zwei selbständige Kreise werden. Damit war die Neubildung eines Zauch-Belziger Kreises in Frage gestellt.

Indessen erschien am 31. Januar 1816 eine königliche Kabinettsorder, die den ersten Potsdamer Plan zur versuchsweisen Einführung auf ein bis zwei Jahre genehmigte. Warum der König sich so entschieden hat und damit seinen Innenminister im Stich ließ, ist nicht ersichtlich. Somit war die Bildung eines Zauch-Belziger Kreises durch Gesetz verfügt; dieser Tag kann darum als Geburtstag unseres Heimatkreises angesehen werden. Die Durchführung dieses Gesetzes hat allerdings noch über ein Jahr beansprucht.

Zunächst erfolgte die Uebernahme des Amtes Belzig. Durch die Regierung zu Potsdam wurde dem Landrat von Rochow am 6. April 1816 die landrätliche Verwaltung des Amtes Belzig vorläufig übertragen. Mit ganzer Kraft wandte sich von Rochow seinen neuen Aufgaben zu. Ihm kam es vor allem zunächst einmal darauf an, mit den früheren Vertretern der Kreisstände Fühlung zu nehmen, um ihr Ver-

trauen zu gewinnen. Deshalb wandte er sich an den Ältesten der Stände, den bisherigen Direktor der Gendarmerie, Hauptmann von Oppen zu Fredersdorf, mit der Bitte, die Stände zum 18. April nach Belzig einzuberufen. So fand denn an diesem Tage die erste Zusammenkunft des neuen Landrats mit Vertretern des Belziger Amtes statt. Es waren zwölf Gutsbesitzer, zwei Beamte aus der Verwaltung des Amtes und fünf Vertreter der Städte Belzig, Niemegeß und Brück erschienen. Der Landrat erklärte, „daß er beabsichtige, das Beste des Distrikts wahrzunehmen und nach Möglichkeit zu befördern“. Er ermunterte die Anwesenden, den Behörden vertrauensvoll die Hand zu bieten. Die Versammlung zeigte volles Verständnis für die neue Lage und brachte ihr Vertrauen zum Ausdruck.

Die größten Schwierigkeiten bei der Uebernahme des Amtes Belzig ergaben sich hinsichtlich der Steuern. In Sachsen gab es andere Steuern als in Preußen. Es ist daher verständlich, wenn der Landrat in einem Bericht an die Potsdamer Regierung vom 22. April auf seine Bemühungen hinweist, im Einvernehmen mit dem Steuereintnehmer die Steuern zu vereinfachen. Dieser erste Tätigkeitsbericht des Landrats zeigt deutlich, wie er versuchte, die Bevölkerung an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen. Rochow ist sehr zuversichtlich: „Zum ganz besonderen Vergnügen gereicht es mir, versichern zu können, viel guten Willen und mitunter auch Vertrauen zu der neuen Ordnung der Dinge bemerkt zu haben. Ständen mir die Mittel zu Gebot, um Hilfe zu sichern zu können, wo sie wohl nötig sein dürfte, wahrlich, dieser Distrikt — der gemeine Mann wenigstens — wäre bald ganz gewonnen. Ich werde bemüht sein, nach Kräften nützlich zu werden. Sobald dringende Geschäfte, welche erst abgemacht sein müssen, es gestatten, bereise ich den ganzen Distrikt, um das Detail kennen zu lernen, und es wird mich freuen, wenn meine nächsten diesbezüglichen Mitteilungen den neuen Landsleuten, welche mitunter wohl sehr gelitten haben mögen und der Hilfe bedürfen, nützlich werden könnten.“

Vorläufig übte noch der bisherige Belziger Justizamtmann Gutbier die polizeilichen Amtsobliegenheiten über die Amtsdörfer aus, allerdings im Auftrag des Landrats, bis endlich am 1. März 1817 das Stadt-



Belzig

Zeichnung: Wegmann

und Land-Gericht in Belzig eingerichtet und er dort Direktor wurde. Mit dieser Stellung war eine fernere Verwaltungstätigkeit nicht vereinbar, aber erst am 3. Oktober 1817 wurden ihm die Geschäfte abgenommen.

Die Arbeiten, die der Landrat durch die neuen Verhältnisse zu leisten hatte, waren recht erheblich. Noch während des ganzen Jahres 1816 hindurch mußte er den alten Zauche-Luckenwalder Kreis in seiner ursprünglichen Ausdehnung verwalten; hinzugekommen war seit April 1816 das Amt Belzig. Das Jahr 1817 brachte endlich auch die Trennung des Luckenwalder Kreises und des Ländchens Bärwalde von der Zauche. Dies geschah am 1. April 1817. Als Kreisstadt für den Zauch-Belzigischen Kreis, wie man ihn anfangs nannte, war durch eine Regierungsverfügung vom 6. Januar 1817 Potsdam bestimmt worden. Das bedeutete, daß die Kreisstasse in Potsdam blieb, während der Landrat von Rothow die Verwaltungsgeschäfte mit seinen Kreisbeamten von seinem Wohnsitz Golzow aus erledigte.

Wenn man den neugebildeten Kreis Zauch-Belzig nach seiner Abgrenzung betrachtet, so kann man feststellen, daß seine äußere Gestaltung durchaus günstig und vorteilhaft ausgefallen war. Der Zauche-Luckenwalder Kreis war kein historisches Gebilde gewesen, denn 1772 war der westliche Teil der Zauche als Kreis Zieslar abgetrennt und dafür der Luckenwalder Kreis zugelegt worden. Auch das Ländchen Bärwalde war erst im 15. Jahrhundert zur Zauche gekommen. Nun wurden sie beide wieder von der Zauche gelöst. Die beiden bisherigen Exklaven der Zauche, Bokdorf und Klein-Briesen, hatten endlich ihren natürlichen Anschluß gefunden. Die sogenannten sächsischen Dörfer, Busendorf, Klaisow und Kanin, die vorher nur durch einen schmalen Gebietsstreifen mit dem Amt Belzig Verbindung hatten, lagen nun in der Mitte des Kreises. Die Vereinigung der Kernlande der Zauche mit dem alten Amt Belzig 1816 hat dem historischen Prinzip Rechnung getragen und doch eine begrüßenswerte Abrundung des Kreisgebietes gebracht.

Wenn auch damit die Abgrenzung des Kreises abgeschlossen war, so blieb für die nächsten Jahre noch mancherlei Verwaltungsarbeit übrig, die sich aus der Angliederung des ehemaligen Amtes Belzig

ergab. Es dauerte bis zum Jahre 1821, ehe endlich sämtliche Akten über das Steuerwesen — es waren über 200 Stück — von sächsischer Seite abgegeben waren. Auch die Unterbringung der 48 Beamten des Amtes Belzig machte Schwierigkeiten. Die Einführung der preußischen Maße und Gewichte im früheren Amt Belzig erfolgte sogar erst am 1. Januar 1829.

Für die Zukunft blieb nur noch die Aufgabe, die Bevölkerung, die bis 1816 durch Landesgrenzen getrennt war, zu einer Einheit zu verschmelzen. Das ist denn auch in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen, wenn auch der ehemals sächsische Teil sich zunächst etwas zurückhielt. Doch hatte schon bei der Huldigungsfeier am 3. August 1815 z. B. die Bürgerschaft in Belzig sich stark beteiligt. Nirgends ist eine Nachricht verzeichnet über offen zu Tage getretene Unzufriedenheit oder sogar von Auffässigkeit gegen die Neuordnung. Der Belziger Chronist Mühlmann schreibt schon 1870, also rund 50 Jahre nach dem Staatszugehörigkeitswechsel: „Es kann auffallend erscheinen, daß die Einwohnerschaft der hiesigen Gegend sich so schnell an das neue Regiment gewöhnt hat und daß die Erinnerung an die alte sächsische Zeit aus dem Gedächtnis im ganzen so leicht hat schwinden können. Vielleicht wird dieser Umstand erklärlicher, wenn man bedenkt, wie gerade das Amt Belzig durch seine Lage an der östlichen Grenze des alten Kurstaats von jeher in nahe Beziehungen zu dem Nachbarlande getreten war. Gegenwärtig hört man nur noch selten von älteren Leuten aus dem Landvolke von den Vorzügen der „guten alten Zeit“ auf die ehemalige Zugehörigkeit zu Sachsen rühmen. Zumeist sind es solche, denen das Klagen über „die vielen Steuern“ zur preußischen Gewohnheit geworden ist.“

Es stimmt durchaus, was eine Fredersdorfer Familienchronik über die Zeit nach 1816 berichtet, nämlich, man könne nichts merken, daß man an Dresden oder an Sachsens Herrscherhaus hing. Den hiesigen Bewohnern sei das Einleben in Preußen von der Regierung, so gut es ging, leicht gemacht worden. Jedenfalls hätte es nicht lange gedauert, bis sie sich als Preußen fühlten.

Die Gründe für diesen Vorgang sind mannigfacher Art. Gemeinsame Abneigung gegen die Franzosen, gleiche wirtschaftliche

Verhältnisse und Uebereinstimmung des religiösen Bekenntnisses ließen bald ein Zusammengehörigkeitsgefühl aufkommen. Es ist auch zu beachten, daß die Landesgrenze in früherer Zeit kein Hindernis gebildet hatte für Niederlassung von Neubauern oder Einheiraten aus dem andern Landesteil und somit schon rege verwandtschaftliche Beziehungen bestanden. Die Jahrmärkte in den Städten waren von jeher aus der Zauche und dem Amt Belzig besucht

worden, der Güteraustausch war stets rege gewesen — noch heute holen die Flämingbauern ihr Heu aus den Niederungen der Zauche. Dadurch, daß tatsächlich keine wesentlichen Gegensätze vorhanden waren, entstand unter dem Einfluß einer zielbewußten, tatkräftigen Verwaltung in kurzer Zeit jene einheitliche Bevölkerung, wie sie uns heute trotz des Doppelnamens Zauch-Belzig in unserm Heimatkreise entgegentritt.



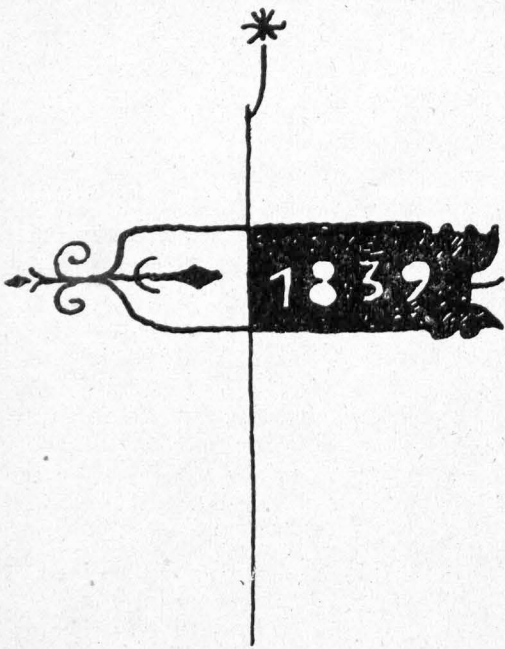
Text und Zeichnungen von Erich Wulfert

In die Zauche, das dürre, wasserarme Land, wie die Gelehrten „Czuche“, einen der früheren Namen, erklären, haben menschlicher Geist, Wehrwille und christlicher Glaube Bauten gestellt, die der einfachen Landschaft ein reizvolles Gepräge geben und die Eingeborene und Besucher sich niemals fortdenken können: dörfliche Gotteshäuser.

Sie sind zu wahren Museumsplätzen geworden, da sie dank ihres haltbaren Baumaterials der Kriegsfackel und den losgelassenen Raub- und Mordbuben standhalten konnten. So haben sie rohrgedeckte Katen und einfache Lehmhütten um Jahrhunderte überdauert! Und da in der päpstlichen Machtzeit die Kirche stets der Mittelpunkt des Dorfes wurde, setzte ein jeder Handwerker sein Bestes daran, zu ihrer Wehr und zu ihrem Schmucke beizutragen. Ist es hier der eiserne Beschlag, mit dem die kleinen Pforten in Preußnitz in der Nähe von Belzig von oben bis unten mit Ornamenten und Tierbildern benagelt wurden, glänzt an nachbarlicher Stelle in Kuhlowitz in bestechender Linienführung ein backsteinerne Ziergiebel (vgl. den Derwitzer). Innen aber umfängt den in das einfache Rechteck Tretenden eine

dunkelgoldige Schummerstimmung, die die holzgeschnitzten, etwas verwitterten Figuren, eine Madonna mit Kind nebst einer Gruppe von fünf Heiligen, aus einem zarten Halbdunkel herauswachsen läßt. Das Wehrkirchlein von Kranepuhl — auf einem Hügel gelegen — ist im Innern ganz schlicht in den zwei Farben Schwarz und Weiß gehalten. Es besitzt die originalen Schießschartenfenster. Das Sehenswerteste: Ein noch aus dem frühen Mittelalter vorhandener Querbalken, der in Kriegsnotén vor die Tür gezogen werden und so ein Eindringen mit Gewalt wenigstens aufhalten konnte. Das Loch, in den der Balken hineingeschoben wurde, ist noch vorhanden, wenn auch jetzt mit einem Holzpflock verstopft. Eine Glocke stammt aus dem Jahre 1588. Der Grundriß erinnert in seinem einfachen Rechteck an die Kirche in Kuhlowitz und an die verwünschten Kirchenruinen der nicht mehr vorhandenen Dörfer Schleeßen, Dangelisdorf und Elsholz südlich von Görzke.

Die Hochkirche von Dahnsdorf, völlig aus Findlingen errichtet, ist älter als die Anfang des 13. Jahrhunderts an die Deutschen Ordensritter erfolgte Belehnung mit Kirche und Gut. Von hier aus begann die Missionierung. (Die nahegelegenen Kom-



Wetterfahne auf der Kirche in Haselofj

thur- und Paradiesmühle erinnern an die christlichen Ritter.) Die in verwandter, nur in kleinerer Gestalt sich zeigende Kirche im drei Kilometer entfernten Mörz ist eine Dahnsdorfer Filiale. Bei dieser Feldsteinkirche lohnt ein längeres Verweilen. Schon das Neußere fesselt mit der Sonnenuhr auf verwittertem Holzbrett, mit dem Hahn in den Eisenschnörfeln der Wetterfahne. Sonst stand diese Kirche tagsüber geöffnet. Jetzt ist wenigstens das äußere Tor auf, wie dies bei vielen Dorfkirchen üblich ist. Ist doch so den Passanten Gelegenheit gegeben, ohne Umstände den Turm zu besteigen und die weite Rundschau über Tal, Berg und Ebene zu genießen, sich Glockenstuhl und Glocken anzuschauen. Vor dem Besteigen ist noch ein gewaltiges romantisches Taufbecken aus Sandstein zu betrachten, dessen Dienste nicht mehr beansprucht werden. (Andere stehen in Schlalack bei Treuenbrieken und in Tremmen bei Rauen, während ein hölzernes, bemaltes, jüngerer seinen Weg vom Kirchboden in Krielow in das hübsche Heimatmuseum von Lehnin gefunden hat.) Die große Mörzger Kirchenglocke mit bisher noch nicht entzifferten Schriftzeichen gilt als die älteste der Mark Brandenburg. Ihre Entstehung wird um das Jahr 1200 angenommen. — Mutet der weißgetünchte Innenraum der Mörzger Kirche ein klein

wenig ungepflegt an, enthält er doch äußerst sehenswerte Stücke. Es hat den Anschein, als ob in den Gedächtnismalen für die wohllehrwürdigen, großachtbaren, wohl-gelahrten und treuverdienten Pastoren, die im 17. Jahrhundert hier und in anderen Bezirken Dienst verrichteten, sich ein alter Glanz früherer Kirchenherrschaft erhalten hat.

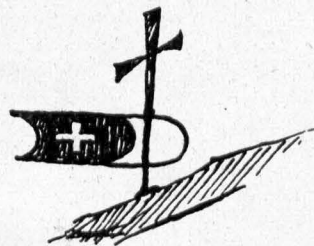
Ueber Dahnsdorf und Mörz als nächstes Ziel Loctow (auch Loctto geschrieben). Die Turmfront, völlig aus Feldsteinen, als ob hier ein zweites Dangelndorf sich erhalten habe. Zwei Glocken aus dem Jahre 1507. Eine stark verwitterte Sonnenuhr — ganz ähnlich der an der benachbarten Kirche von Mörz — aus dem Jahre 1732 (?). Innen — und deshalb ging die Reise hierher — bei der (übrigens recht bunten) Neugestaltung traten unter der entfernten Uebertüncherei Wandmalereien aus dem Ende des 15. Jahrhunderts hervor, und es konnten freigelegt werden „Christus vor Bifalatus“ und „Der Einzug in Jerusalem“.

Lüsse, ein wahres Festungsmassiv, ist im Innern reich geschmückt mit einer größeren Anzahl von Grabsteinen, die verblaßten Text erzählen, mit farbig-plastischen Pastorenwappen und schönen Malereien mit kunstvollen Inschriften aus dem 17. Jahrhundert.

Die Schmergower Kirche mit dem wuchtigen Feldsteinturm zeigt mit der Art, in der die Granitfindlinge zurechtgeschlagen worden sind, an ihrer Außenwand zwei Bauabschnitte und trägt als Wetterfahne ein als Ecktäzchen gedeutetes Tier. Der alte Kirchhof gleicht einem verträumten Park.

Taufengel hängen in den Kirchen von Ranin, Ferch, Alt- (Wendisch-) Bork, Trechwitz.

Liebtlich leuchtet das Laternchen in Klein-Glien auf der Kapelle.



Wetterfahne an der Kirche zu Reeg

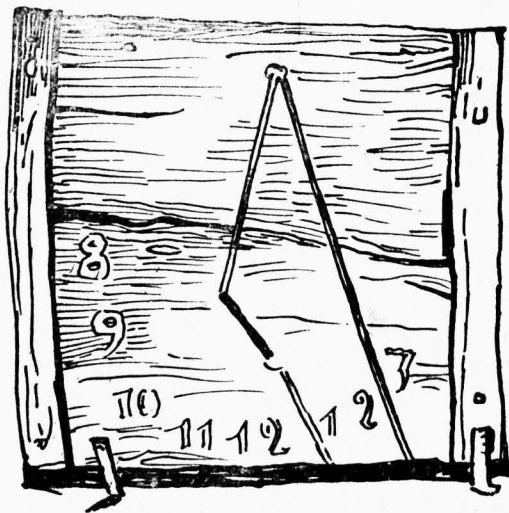


Vielleicht weniger schön als seltsam erscheinen die an der Außenwand der alten Neuendorfer Kirche bei Brück möglicherweise als Bauopfer in abergläubischer Zeit eingemauerten Kinderschädel, in deren einem ein Vogel genistet hat. Zwischen den Mauervertiefungen für die Schädel ist eine tiefere, jetzt leere Nische eingelassen, in der im katholischen Mittelalter eine Heiligenfigur Platz gefunden haben dürfte. Die durch dicke Wandungen stoßende Tür ist ausgestattet mit einfachem Metallornament, mit Ring und Klinke.

Daß in den Fassaden der Kirchen in Remnitz am Plessower See und in Rottstock bei Brück, zur Straße zu, vorgeschichtliche Mühlsteine zwischen anderen Steinen eingemauert worden sind, berührt nicht minder eigenartig.

Eine gesprungene Glocke fand ihren Ruheplatz auf einem Postament vor der Großkreutzener Kirche, in deren Patronatsloge neben Porträts eine reichliche Wappensammlung der hier ansässig und versippt gewordenen Adelsfamilien Aufschlüsse gibt.

Wie viele versteckte Schönheiten liegen noch für Freunde und Verehrer heimatlicher Geschichtskennntnis bereit! Die Genügsamkeit möge mit wenigem jeden reich machen, der sich in der kleinen und so großen Welt idealer Forschungslust wohl zu fühlen pflegt.



Alte Sonnenuhr an der Kirche zu Mörz

## Die Bauern und der Winkeladvokat

Anno 1748 in Krahne geschehen

Von Richard Kiefer

Der „Fall Krahne“ beschloß die Praxis des Unteroffiziers Ludow in Brandenburg als Rechtsbeistand sehr schnell, und er war froh, ungerupft davon zu kommen. Nur die Fürbitte seines Magistrats hatte ihn vor Gefängnis bewahrt. Denn seit das Berliner Garnisonregiment ihn verabschiedet hatte, war er Bürger in Brandenburg, nährte ihn schlecht und recht seine kleine Wäscherei und Rasenbleiche daselbst. Der Verdienst war gering. Darum sollten ihm die als Unteroffizier und Fourier gewonnenen Kenntnisse im Umgang mit den preußischen Behörden und seine Schreibkünste die willkommene Aufbesserung bringen. Also schrieb er Gesuche und Bittschriften aller Art für andere, und da er es billiger machte als der eigentliche Advokat, so sprach sich sein Ruhm bald herum. Und wie man meilenweit zum klugen Schäfer reiste, der Rose und Tierkrankheiten besprechen konnte,

so war Ludow bald weithin in Havelland und Zauche bekannt, hielt er sich für der Bauern Fels und Hort in ihren Streitigkeiten mit Gutsherren und Behörden. Die „Gedenkschrift“ für die Bauern in Premnitz, die mit ihrem Gutsherrn von Treskow in Streit lagen, hätte ihn zwar vorsichtig machen müssen. Damals kam er wegen seiner „unförmlichen Vorstellung“ noch mit einem Verweis davon. Aber die Sache Krahne konnte eigentlich nicht schief gehen! Noch immer konnte ihn die Ausrede retten, er hätte die Klageschrift nicht verfaßt, sondern bloß abgeschrieben. Zudem schien ihm die Sache selbst so inhaltlich schwer, daß die Frage nach dem Schreiber dahinter verblaßte.

Aber er hatte seines Königs Behörden noch nicht genug kennen gelernt! Sie stolperten gleich darüber, daß die Beschwerde auf Advokatenpapier geschrieben war, das

den vorschriftsmäßigen Stempel „vier Groschen“ hatte, ohne den Namen eines bekannten Brandenburger Notars zu tragen. Also verfügte das Generaldirektorium Kurmark am 23. Februar 1749 an den Landrat Walter Christoph von Schierstädt, nach dem Schreiber zu fahnden, nahm Luckows juristische Praxis ein jähes Ende.

Die Sache Krahne war ohnehin schon keine reine Freude gewesen. Denn der Schulze Peter Vogel hatte ihm für seine Mühe zwei Groschen zu wenig gegeben. Jeden Bauern und Kossäten aus Krahne, der ihm in Brandenburg auf der Straße begegnete, mahnte er darum, lezthin erst den Bauern Jakob Böhlke. Umsonst, er kriegte die zwei Groschen nicht. Also wollte ihn der Schulze um seine Advokatengebühren betrügen. Da ging auch die Freundschaft mit dem Schiffer Christoph Arendt in die Brüche. Der hatte ihm ja gerade die Krahner zugeführt, hatte das Lob seiner Freunde in höchsten Tönen gesungen, denn er stammte aus Krahne. Als der gute Luckow aber am 30. April vom Stadtdiener abgeholt wurde zum Verhör auf dem Rathaus, als ihm dort acht Tage Gefängnis versprochen wurden, da war seine Freude in Sachen Krahne vollkommen, und er erwünschte Vogel und Genossen, die an jenem Novembertag bei ihm gewesen waren.

Christoph Arendt hatte also die Sache eingefädelt. Er besuchte noch immer seine Freundschaft in Krahne, war heimisch in deren Freuden und Nöten. Er fühlte sich solidarisch in ihrem Kampf mit ihrem Gutsherrn von Rochow auf Reckahn. Einem Kampf um Hofedienste, Bausuhren, um Hütung und Holz. Zwar betraf es Friedrich Wilhelm von Rochow nicht persönlich. Denn er war als Minister von Ostpreußen viele Jahre seinen Gütern ferngeblieben, war es nun schon wieder geraume Zeit als Präsident der Kriegs- und Domänenkammer in Minden. Doch seine Beamten und Pächter führten ein hartes Regiment. Wie sie es als treue Knechte ihres Herrn tun mußten. Nicht schlimmer als anderswo, als die Zeit es eben kannte. Schon einmal hatten der Schulze Peter Vogel und der pfiffige Bauer Peter Dahles versucht, das althergebrachte Joch abzustreifen. Durch ihre Freunde in der Beelitzer Gegend hatten sie erfahren, daß der Unteroffizier Kornemann vom Regiment Rehow in Potsdam, Kompanie des Majors von Salbern, mit gutem Erfolg

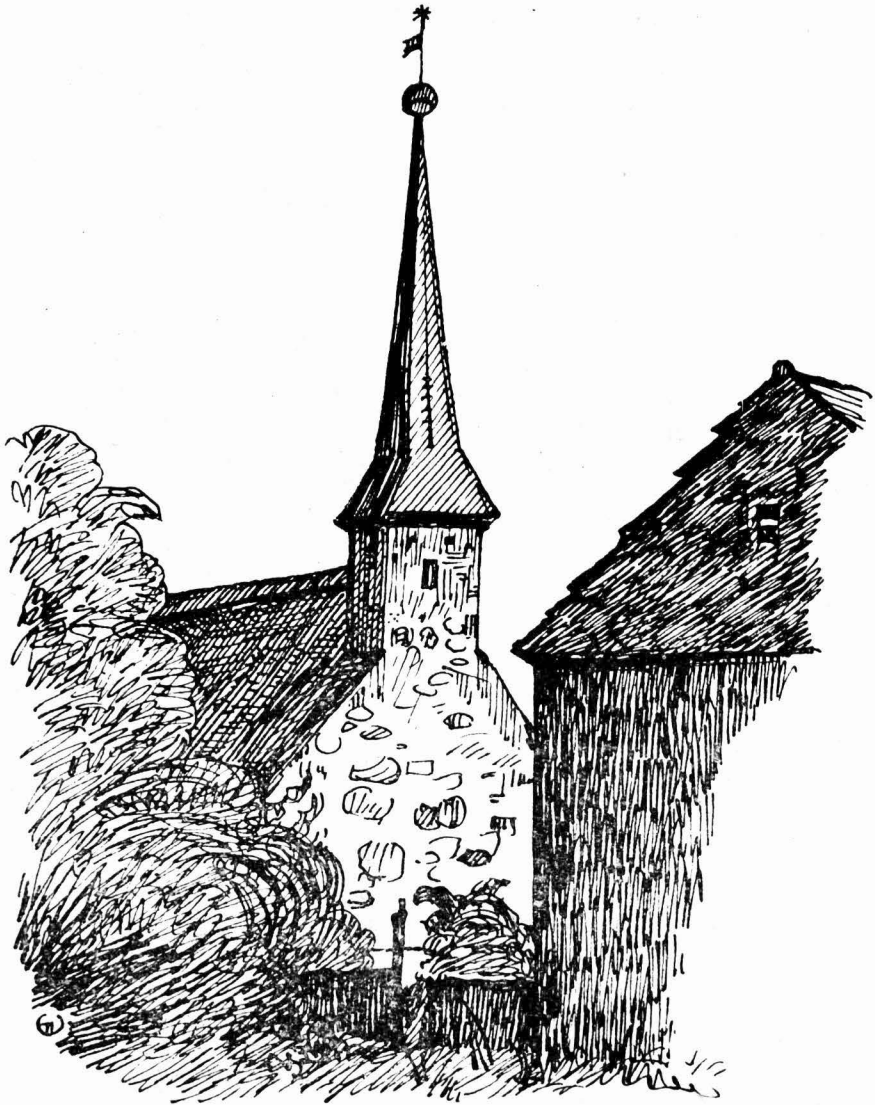
Denkschriften „gequälter“ Untertanen verfaßt und versandt hätte. Also reisten Vogel und Dahles am 26. November 1747 nach Potsdam. Kornemann fertigte eine Beschwerde von dreizehn Punkten. Zwar waren die Auftraggeber mit seinem vorsichtigen Stil nicht ganz einverstanden, sie wollten eine schärfere Sprache. Aber die Beschwerde ging ungeändert ab, jedoch ohne namentliche Unterschriften. Dazu fehlte der Mut. Und so blieb denn auch der Segen aus. Denn das Generaldirektorium überantwortete die anonyme Schrift am 14. Dezember dem Provinzialminister, dieser erklärte am 29. Dezember das Kammergericht für zunächst zuständig, und die Sache blieb unbearbeitet liegen. Der Bauernadvokat Kornemann hatte sein Geld bekommen.

Das ganze Jahr hindurch wartete Krahne auf Nachricht. Inzwischen hat der Gutsherr durch seine Freunde in den kurmärkischen Behörden von dem Husarenritt seiner Untertanen erfahren. Sehr bald spüren die Bauern, wie die Spannung sich verschärft. Der alte Streit um das „Bauernholz“ flackert plötzlich auf, der dreißig Jahre ruhte. Damals konnten sie den großen Prozeß aus Mangel an Mitteln nicht fortführen. Seitdem hatte die Gemeinde das Holz nicht nutzen dürfen, das die Ueberlieferung ihr „Bauernholz“ nannte. Zwar hatten sie die Grenzbäume „angeschalmet“, also angehauen, wiederholten dies Jahr um Jahr, damit die Grenze kenntlich blieb. Aber Rochow ließe die Grenzbäume nach und nach verschwinden, ja er verbrauche auch die einzelnen Bäume, die der eine oder andere sich an seinem Felde stehen ließ, im Ofen seiner kleinen Ziegelei. So „fährt er also fort, unser Verderben zu fördern“.

Im Herbst 1748 entschlossen sich die Krahner zu einer neuen Aktion. Von Kornemanns Entwurf hatten sie noch eine Abschrift. Der Schiffer Arendt war Mittelsmann zum Rechtsbeistand Luckow in Brandenburg, und so ging am 24. November 1748 die neue Beschwerde ab. Wieder waren 13 Punkte Ausdruck der Krahner Nöte. Nach dem Landbuch hätte die Dorfschaft mit Pfarre und Schmiede zusammen 48 Hufen, der Lehnsherr 16 Hufen. Inzwischen habe die Dorfschaft an letzteren 16 Hufen verloren. Die Dienste auf dem Gutshof seien aber nicht geringer geworden, sondern noch erhöht. (Eine kühne Behauptung, denn die Ueberlieferung ging bei keinem der Bauern

über 1680 hinaus. Damals erst war Krahn, nachdem es dreißig Jahre wüst gelegen hatte, wieder neu mit einzelnen Bauern besetzt worden.) Eine um die andere Woche hätten sie zweimal wöchentlich mit Gespannen zu dienen, dazu im Sommer drei Tage, winters zwei Tage wöchentlich fürs Gut eine Magd zu stellen, zur Erntezeit fordere man die Hand- und Spanndienste drei Wochen lang tagtäglich, alle Fuhrn (Transport des Getreides nach der Stadt, Gastfuhrn, wenn der Herr Präsident Gäste habe oder selbst zu Gaste fahre usw.) müßten noch außerdem geleistet werden, am

schwersten seien die Baufuhrn. Er hätte seine Schafe auf der Bauern wenige Wicken, Erbsen, Linsen und Mohrrüben treiben lassen, wodurch neun Besitzer zusammen 23 Scheffel Verlust hätten. Die Bauern hätten die „Misthöfe“ auf dem Borwerk Meßdunk als zusätzliche Fuhrn erhöhen müssen. Laufen die Pferde bei der Hütung versehentlich ins Gehölz, so wird jedes gepändet und erst gegen 30 Groschen freigelassen. Schaden könnten sie wirklich nicht tun, denn „alle Welt weiß, daß ein Pferd nicht gerade gern Eicheln frißt“. Siegmund Schulze soll für diesen Herbst allein 11 Tha-



Kirche in Gömnitz

ler, Peter Eilert 5 Thaler Strafe zahlen. Kein Bauer dürfe mehr als 16 Schafe halten. Ganz schlimm aber ginge es dem Gesinde bei der Ableistung seiner Hofdienste. Die Knechte haben vor Johanni bis abends 9 Uhr pflügen müssen, die Mägde müßten von nachts 1 Uhr bis wieder in die nächste Nacht Flachs schwingen oder andere Arbeit tun. Wer sich weigere usw., würde mit Prügeln traktiert. Sie seien dermaßen abgeprügelt nach Hause gekommen, daß man sie 14 Tage nicht habe gebrauchen können. Den Knechten seien sogar die Kleider vom Leibe geschlagen. Deshalb wolle kein Mensch mehr in Krahe dienen. Und da die anderen Arbeitsleute, meistens von den Regimentern beurlaubte Soldaten, sich erst recht nicht schlagen ließen, wären die Besitzer immer in Not, wenn die Arbeit sich häuft. Außerdem hätte man den sechs Bauern die 315 Thaler abgenommen, die von den Offizieren des Lagers bei Götting 1741 für die Abgebrannten gestiftet waren. Während dieses Lagers standen in den Rochowschen Gütern von Götting bis Krahe 30000 Mann auf dem Höhenrand, um die Kurmark gegen Westen zu schützen. Höfe, Wald und Feld litten schwer darunter. In Krahe gingen Gut, Pfarre und sechs Bauernhöfe in Flammen auf, also das ganze Oberdorf. Der alte Dessauer und die Offiziere des Lagers spendeten 1372 Thaler als Brandhilfe. Als die sechs Bauern vom König „Baufreiheitsgnadengelder“ erhalten sollten, nahm der Amtmann ihnen jene 315 Thaler Anteil an der Spende wieder ab, ja er sperrte sie sogar ein. Endlich hätte Herr von Rochow die beiden wüsten Bauernhöfe in Götting statt mit Bauern mit Tagelöhnern besetzt, um das Brachfeld für seine Schafherde, die Wiesen für sein anderes Vieh zu nutzen. Ein Hof hatte vorher Johann Schmitt gehört, Soldat vom Regiment Gensdarmes. Er mußte mit ins Feld rücken, der Hof verkam.

Das war ein bunter Strauß von Beschwerden. Aber die Behörden, an derlei Klagen gewöhnt, interessierte weniger die Not der Kraher als die Frage nach dem Rechtsbeistand, der unerlaubt Advokatenpapier benutzte. Ein abergläubisches Gemüt konnte schon an der Zahl 13 der Punkte ersehen, daß die ganze Sache unter keinem guten Stern liefe. Das Verhängnis nahm seinen Lauf: Der Landrat von Schierstädt lud also die fünfzehn Besitzer, die diesmal

unterschrieben hatten, getreu seinem Auftrag vom 23. Februar 1749 nach Görzke, seinem Wohnsitz. Damals gehörte auch das Amt Ziesar noch zum Zaucherschen Kreise; dieser reichte bis weit nach Magdeburg.

Die Kraher wurden sich auf dem langen Marsch einig, Luckow nicht zu verraten. Nur gegebenenfalls sollte es der Schulze sagen. Der Termin vom 10. März war teils recht ergötzlich. Denn jeder wurde einzeln vernommen, jeder wurde von dem erfahrenen Verwaltungsbeamten nach seiner Façon in die Enge getrieben, mußte sich selbst aus der Schlinge ziehen. Der Schulze Peter Vogel nannte nach langem Zureden schließlich doch Unteroffizier Luckow vom Münchowschen Garnisonregiment als Schreiber, den Kornemann als Verfasser. Ob er als Schulze schon öfter bei solchem Winkelschreiber gewesen sei? Nein, nur diesmal. Der 70 Jahre alte Schöffe Erdmann Grote wußte nichts, ihm hatte der junge Peter Dahles bei der Unterschrift die Hand geführt. Der andere Schöffe, Jakob Bölke, 34 Jahre alt, hatte selbst unterschrieben, sagte auch die Wahrheit, daß der Schulze bei Luckow war. Die anderen aber, Martin Sumpff, Peter Dahles, Andreas Maas, Andreas Schonert, Christian Peter, Andreas Gropler, Peter Eilert und der Krüger Christoph Jeserigt wollten vom Schreiber nichts wissen. Christian Eilert erklärte allen Ernstes, die ganze Gemeinde hätte an der Beschwerdeschrift abwechselnd geschrieben. Da fällt ihm der Landrat mit dröhnendem Lachen ins Wort, sie hätten doch nicht alle die gleiche Handschrift und nur die Hälfte könnte gerade ihren Namen schreiben. Am kühnsten war Sigmund Schulz. Der sagte wie Christian Eilert aus und entgegnete dem Landrat auf sein Lachen, die gleiche Handschrift bei so viel Schreibern hätte ihren Grund darin, daß sie alle bei dem gleichen Schulmeister gelernt hätten. Er erbot sich, gleich und flott noch drei solcher Stücke zu schreiben. Peter Maas gesteht schließlich, vom Schulzen gehört zu haben, „einer aus Brandenburg“ hätte es gemacht. Und Andreas Möller war vorsichtigerweise krankheitshalber zu Hause geblieben. Das war eine ergötliche Zeugenvernehmung! Aber dann wurde die Sache ernst, Schulze und Schöffen sollten vereidigt werden. Da kriegte Peter Vogel es mit der Angst? Meineid? Das war der Kram nicht wert. Ja, er wäre mehrfach bei Luckow gewesen, der wohnte in Branden-

burg usw. Da hieß der Landrat auf den Tisch und donnerte die Krahner fürchterlich an. Im Protokoll steht „wegen unbeschreiblicher Frechheit und Veränderung der Aussage“ wurde niemand vereidigt. Damit waren sie entlassen. Hätten sie nun noch Lust zu klagen, müßten sie sich ans Kammergericht halten.

Der Landrat berichtete über die Vernehmung, und am 25. April schon verfügte das Kammergericht an den Magistrat Brandenburg, den Ludow „wegen Schrifstellens“ einzusperrn. Also holte der Ratsdiener Ludow ab. Der Arme bettelte seinen Magistrat, ihn doch freizugeben, er hätte bloß abgeschrieben, Kornemann aber hätte usw. Er nähme durch Gefangensetzung zu sehr Schaden in seinem kleinen Betrieb. Nun hielt sich das Verhängnis an Kornemann. Der wunderte sich nicht wenig, als er vor den Kriegsgerichtsrat Wassersleben ge-

laden wurde. Nochmals wegen der Eingabe der Bauern von Stücken gegen ihren Gutsherrn von Thümen? Dafür hatte er doch vor ein paar Monaten erst zur Strafe mehrmals Schildwache stehen müssen. Als Unteroffizier! Nein, wegen Krahne. Sein Leutnant von Sternwehr wohnte dem Termin vom 18. Juni 1749 bei. Ja, die Krahner hätten ihn vor zwei Jahren himmelhoch gebeten. Man möchte ihn doch nicht nochmals bestrafen. Ob er noch irgendwann ein „Memorial“ gemacht? Nein, seit Stücken keines. Er wolle nun auch nichts mehr schreiben. Für ihn bat der Regimentskommandeur von Rehow, für Ludow bat der Magistrat, und so kamen am 29. Juni die beiden alten Soldaten mit einem Verweis davon. Ihre Praxis als Rechtsbeistand gaben sie auf. Und die „Untertanen“ in Krahne? Sie waren nach jenem peinlichen Termin in Görzke lieber still.

## Carl Gottlieb Reißiger

Von Waltherr K u h l m e n

Es ist ein eigen Ding um die alten kleinen Städte. Ihre ehemalige Bedeutung haben sie verloren, weil sich die großen Verkehrswege verlagerten und die neuere und neueste Zeit andere Bedingungen für die Arbeit schuf. Ganze Handwerksgruppen sind ja in den letzten hundert Jahren verschwunden. Aber die alten Städte mit ihren engen Höfen, den schmalen, winkligen Gassen, den meist recht kleinen Plätzen und Plätzchen sind geblieben. Der auf den Nutzen sehende Mensch der heutigen Tage hat für das alles nur ein Achselzucken und meint vielleicht in seinem Innern, hier müßte einmal ein reinigender Brand dazwischenfahren, damit ein modernes Stadtbild entsteht. Ein weit größerer Teil der Volksgenossen steht dem Gegebenen gleichgültig gegenüber. Er sagt sich: „Es ist nun einmal so!“ Ganz anders wird es aber, wenn das schauende Auge des Künstlers diese Zeugen vergangener Zeiten in sich aufnimmt und als ein Bild auf Papier oder Leinwand erstehen läßt. Dann werden oft auch die Sinne der Teilnahmslosen für die ihm bis dahin verborgene Schönheit geweckt.

Die alte Kreisstadt Belzig hat eine große Zahl solcher Eigenarten, und oft genug sind

Zeichner und Maler dabei, sie im Bilde festzuhalten. So war vor etwa drei Jahrzehnten der Professor Johannes Meyer mit seiner Künstlerklasse hier in jedem Jahr wochenlang am Werk. Ihm selber hatte es der lauschige Kirchplatz angetan. In frühester Sommermorgensstunde saß er an der Ecke gegenüber dem alten Schulhaus und schuf die Entwürfe für ein Bild, welches in der Kunstausstellung einen derartigen Eindruck machte, daß es einige Wochenschriften veröffentlichten. Der Platz sah damals noch verträumter aus als heute. Die Gliedergruppe, die jetzt in seiner Mitte steht, war nicht vorhanden, sondern mächtige Afazien bildeten einen Gang von der Oberpfarre zur Kirchturmecke. Sie mußten wegen Ueberalterung fallen, denn teilweise brachen sie bei ruhigem Wetter in sich selbst zusammen. Ein ziemlich unebenes Pflaster lag zwischen den Räumen.

Bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts tummelte sich hier in den Pausen die Schuljugend. Hier trieb sie auch sonst mancherlei Spiele. Dabei war sie stets unter guter Aufsicht, denn im Schulhause wohnte unten rechts der Rektor, der damals gleichzeitig Pfarrer von Preußnitz war, und

oben der Kantor. Das war um die Zeit des Ueberganges vom 18. zum 19. Jahrhundert Christian Gottlieb Reißiger, der Vater des späteren Hofkapellmeisters Carl Gottlieb Reißiger.

Der Belziger Kantor hatte eine schwere Jugend verlebt, trug aber als Erbgut schon die Musik in sich, denn sein Vater war Kantor und Zweiter Lehrer an der Knabenschule in Bad Schmiedeberg gewesen. Christian Gottlieb Reißiger sagt in seinem Lebenslauf: „Meinen Vater habe ich leider nicht gekannt, da ihn kurz nach meinem ersten Lebensjahre 1763 ein bösesartiges Nervenfieber von dieser Erde abrief. Meine Mutter war als Witwe dadurch in die Lage versetzt, mich zu erziehen. Geschwister habe ich nicht gehabt. Bis zu meinem 14. Lebensjahre blieb ich in Schmiedeberg bei der Mutter. Dann kam ich nach Halle auf das damals lutherische Gymnasium, wo ich mich unter Tari und Schmieder zur Universität vorbereitete. Im Jahre 1780 bezog ich die Akademie in Wittenberg, lebte daselbst sehr kümmerlich, bloß von meiner Mutter mit wenigem unterstützt, die selbst arm war und in ihrem langen Witwenstande alles, was sie noch besaß, hatte zusetzen und veräußern müssen. Hilfsmittel zu meiner Unterstützung fanden sich in Wittenberg außer einem kleinen Familienstipendium nicht. Im Jahre 1783 verließ ich die Universität und kam bei dem Kaufmann Hempel in Schmiedeberg in Condition, wo ich dreiviertel Jahre war, und dann zu seinem Bruder, dem Dr. med. und Apotheker Hempel, bei dem ich ein Jahr verblieb. Eine Zeitlang nach meiner Condition lebte ich bei meiner Mutter und suchte diese mit dem wenigen Gehalte von meiner Condition, das ich zurückgelegt hatte, zu unterstützen. Da während dieser Zeit der Kantordienst in Sennda vacant wurde, so riet man mir, um diese Stelle anzuhalten. Ich tat es und erhielt sie. Ob dieselbe gleich sehr schlecht war, so suchte ich mich doch mit meiner Mutter, die ich mit hinnahm, kümmerlich durchzubringen und hielt volle sieben Jahre dort aus, bis ich im Jahre 1792 nach Belzig versetzt wurde, wo ich eine zwar etwas bessere, doch auch weit beschwerlichere Stelle als Kantor bekam. Dort verheiratete ich mich am 17. Oktober 1793 mit der ältesten Tochter des Collaborators Wilhelm Friedrich daselbst, namens Sophie Friederike Gottliebe, geboren am 17. Oktober 1778.“

Wilhelm Friedrich und seine Ehefrau Johanna Sophie Elisabeth geb. Thiem stammten aus dem benachbarten Brück. Letztere war die Tochter der dortigen Bürgermeisters. Auch in dieser Familie war die Musik beliebt, stand doch der Collaborator (Mitarbeiter) der Kantorei-Verwandtschaft nahe, in deren Händen die Pflege der Musik, namentlich der geistlichen, der ganzen Stadt lag. Zu den kirchlichen Festen, besonders Weihnachten, Ostern und Pfingsten, fanden stets größere Musikaufführungen bei den Hauptgottesdiensten statt, und alle weltlichen Feste hatten einen kirchlichen Einschlag, der stets musikalisch ausgeschmückt wurde. Außerdem pflegte die Kantorei-Verwandtschaft, zu welcher der Rektor, der Kantor, der Organist und der Stadtmusikus gehörten, auch die weltliche Musik. Viele handgeschriebene Noten, die leider meist unvollständig auf dem Boden des alten Schulhauses lagen, zeugten von dem Fleiß und der Vielseitigkeit dieses Tuns. So ist z. B. noch die Musik zu einer Oper Salteris, des Lehrers Beethovens, vollständig (für Streichquartett) erhalten geblieben.

In dieser stark von Musik beeinflussten Umgebung verlebte Carl Gottlieb Reißiger, geboren am 31. Januar 1798, seine Kindheitsjahre. Auf dem Kirchplatz trieb er seine ersten Spiele im Freien, hier hüpfte er mit der Schuljugend umher, lauschte im Hause oder vor ihm den Gesangsübungen der Knaben und Mädchen, horchte besonders erfreut zu, wenn der Stadtmusikus Tiede mit seinen Leuten die Choräle vom Turm blies, und sang wacker mit zur Freude von Vater und Mutter. Der erstere schmunzelte wohl still in sich hinein, wenn der kleine Stift nicht nur die Melodie mitsummte, sondern auch die Begleitstimmen erfaßte.

Freundschaftlich-nachbarliche Beziehungen müssen die Familie Reißiger umgeben haben, denn neben dem Großvater Wilhelm Friedrich waren der Rektor Kreuzel und die Frau Henriette Winkler, die Gattin des Diaconus, die Väter von Carl Gottlieb. Eine frohsinnige Gemüthlichkeit ist in diesem eng zusammen wohnenden Kreis befreundeter Familien vorherrschend gewesen, und sie konnte nicht ohne Einfluß auf das Gemüt des Knaben bleiben. — Es gab allerdings auch Tage der Trauer und der Wehmut, denn von den zehn Kindern des Kantors starben fünf im jugendlichen Alter; nur fünf überlebten den Vater.

Den ersten Unterricht übermittelte die Belziger Schule. In bezug auf alte Sprachen und Musik hat wohl Vater Reißiger selbst sein Bestes getan, denn gut vorbereitet konnte Carl Gottlieb 1811 in die Thomasschule zu Leipzig eintreten. — Bis dahin trafen aber noch schwere politische Erschütterungen die Heimat. Nach der Schlacht von Jena und Auerstädt drang das Heer Napoleons mit dem Ziel Berlin bei Wittenberg über die Elbe. Die dortige Besatzung wehrte den Uebergang nicht ab. Fächerartig breiteten sich die französischen Truppen im Norden der Elbbrücke aus, und bald kam die Schreckenstunde nach Belzig, daß von den ersten feindlichen Reitern ein Bürger Niemoogs, der eine drohende Bewegung gemacht haben sollte, einfach niedergeschossen worden war. Einquartierungen folgten im Sachsenlande und machten das Leben oft schwer und bedrückt.

Von Bedeutung für die weitere Ausbildung des Knaben war die Wahl der Thomasschule in Leipzig. War sie doch eine weithin berühmte Pflegstätte der Musik. Meist wurden dort nur Schüler mit guter musikalischer Veranlagung aufgenommen und in einer erheblichen Anzahl von Wochenstunden in diesem Fach tüchtig gefördert. Der Ruf dieser Anstalt war durch Johann Sebastian Bach besonders gestärkt worden, und dessen Nachfolger haben ihn bis zum heutigen Tage erhalten. Davon zeugen die häufigen Rundfunkübertragungen der sonntäglichen Motetten.

Die Reise von Belzig nach Leipzig dauerte vor 125 Jahren länger als heute die Fahrt von Belzig nach Paris. Dazu war sie bei weitem anstrengender und durch die Fahrtunterbrechungen und die Nichtanschlüsse der Posten mit einer, wenn nicht gar zwei Uebernachtungen verbunden. Hatte Dresden, die Hauptstadt des Landes, eine bis zwei Postverbindungen wöchentlich mit den größeren Orten des Sachsenlandes, so ist nicht anzunehmen, daß der Postillon auf den Strecken Leipzig—Wittenberg oder Wittenberg—Belzig häufiger sein Horn erschallen ließ. Auf der Belziger Postsäule ist die Entfernung nach Leipzig mit 21 Poststunden angegeben. Es ist fast unmöglich, diese Zeit ohne Unterbrechung im schaukelnden und stoßenden Wagen zuzubringen. Zudem waren die Fahrten nicht billig und hätten den Haushalt des Kantors Reißiger sehr stark belastet. Da war es dann selbst-

verständlich, daß Carl Gottlieb den Weg zum großen Teil zu Fuß zurücklegte. Sein Gepäck wurde den Botenfrauen bis Wittenberg mitgegeben, und von dort aus mußte dann anderweitige Gelegenheit für die Beförderung gesucht werden. Die war ziemlich häufig, zogen doch damals die Belziger Sattler und Schuhmacher zu Fuß nach Leipzig, um dort Leder einzukaufen. Gewöhnlich wurde ein Fuhrmann mitgenommen, der den Einkauf heimbeförderte. Das Gespann ging aber nicht leer zur Pleißestadt, sondern nahm Waren, Koffer und Körbe mit.

In Leipzig öffnete sich dem Knaben ein neues Leben. Die Messfestadt mit ihrem großen Verkehr, die ganz neuen und vielseitigeren Schulverhältnisse, das Treiben der Studentenschaft, die häufige Anwesenheit der ausländischen Händler, das alles weitete den Blick. — Die Anforderungen der Thomasschule machten dem jungen Belziger keine Schwierigkeiten. Weit über dem Durchschnitt waren seine Leistungen in der Musik und in den alten Sprachen, wie seine Mit-



Carl Gottl. Reißiger

(Archiv)

Schüler bezeugen. In beiden hatte der Vater für eine sichere Grundlage gesorgt.

Wie muß es den Dreizehnjährigen gepackt haben, als er zum ersten Male hörte, wie sich die Klänge der alten Bachorgel mit denen der Gewandhauskapelle und den ausgesuchten Stimmen des Thomanerchors vereinten; wie war er innerlich erhoben, als er selbst mittun und von der hohen Orgel-empore zu der andächtig lauschenden Gemeinde hinabjubeln durfte. Eine neue Welt tat sich ihm da auf. Der Führer und Leiter in sie hinein war der ein Jahr zuvor in dies Amt berufene Thomaskantor Johann Gottfried Schicht, dessen Lebensgang in bezug auf den Beruf einen scharfen Umbruch zeigt. Er hatte in Leipzig die Rechte studiert und ging auf Anraten des Thomaskantors Hiller zur Musik über. In seinem 32. Lebensjahr wurde er zum Musikdirektor der großen Konzerte (heute Gewandhauskonzerte) in Leipzig gewählt. 25 Jahre leitete er diese, bis er sich 1810 der Kirchenmusik zuwandte. Die von ihm in Bachscher Art komponierten 40 Motetten und namentlich sein Choralbuch fanden große Anerkennung.

Unter der Leitung dieses Mannes erweiterte Carl Gottlieb Reißiger seine musikalischen Anlagen und sein Können. Durch Elternhaus und Patenkreis war er zum Studium der Theologie bestimmt worden. Es ist aber wohl anzunehmen, daß sein Inneres sich schon als Thomasschüler mehr und mehr der Musik zuwandte. Trotzdem bezog er 1818 die Universität Leipzig, um das ihm zugewiesene Studium durchzuführen. Nach zwei Jahren gab er es aber auf und widmete sich völlig der Musik. Schicht betreute ihn dabei und nahm seine weitere Ausbildung in die Hand.

Es ist nicht leicht, ein einmal gestecktes Ziel zu ändern und einem neuen zuzustreben. Das mag manchen aufregenden Brief und manche unruhige Stunde mit sich gebracht haben, bis die Zustimmung der Eltern gegeben ward. — Zu diesem inneren Für und Wider kamen dann noch die allgemeinen Aufregungen in der deutschen Studentenschaft. Das System des österreichischen Kanzlers Metternich wendete sich praktisch gegen alle nationalen Bewegungen in Deutschland und Italien. Er kämpfte gegen die „revolutionären Gesellschaften“, wie er sie bezeichnete, gegen die Presse, die ein einiges Deutschland erstrebte, und gegen den Einfluß der Universitäten. Gerade in der stu-

dentischen Jugend, welche die Freiheitskriege, besonders die Schlacht bei Leipzig und den zweimaligen Sturz Napoleons als reifere Schüler noch erlebt und das alles in großer jugendlicher Begeisterung in sich aufgenommen hatte, bäumte sich dagegen alles auf. Sie trotzte und haßte.

Daß Carl Gottlieb Reißiger an diesem Geschehen führend teilgenommen hatte, ist nicht anzunehmen, sonst würden ihm nicht von Gönnern in Sachsen und von Seiten der preußischen Regierung so viel Förderungen zuteil geworden sein. Gelang es doch seinem Lehrer Schicht, für den begabten jungen Musiker wohlhabende Männer zu begeistern, so daß dieser 1821 nach Wien, 1822 nach München gehen konnte, um dort seine Studien zu vervollständigen. In München schrieb Reißiger seine erste Oper („Dido“). Von 1823 ab hielt er sich in Berlin auf. Sein Können erregte hier Aufsehen. Außerdem hatte man wohl ein organisatorisches Talent bei ihm entdeckt, denn König Friedrich Wilhelm III. gewährte ihm die Mittel zu einer Reise nach Frankreich und Italien, bei der er besonders Einsicht in die staatlichen Musiklehranstalten nehmen sollte, um seine Erfahrungen an den preußischen auszuwerten. So finden wir Reißiger 1824 in Holland und Paris, 1825 in Rom und Neapel. Als er zurückgekehrt war, wurde er Lehrer an der Hochschule für Kirchenmusik in Berlin.

Dies Institut war 1822 von Karl Friedrich Zelter gegründet worden. Kam Reißiger von der Theologie her, so war Zelter Maurermeister gewesen und hatte als solcher die akustisch so vorzügliche Singakademie gebaut, deren musikalischer Leiter er dann auch noch wurde. Außer ihm waren der durch seine Motetten bekannte Bernhard Klein und August Wilhelm Bach, dessen Choralbuch jedem älteren Organisten bestens in Erinnerung ist, neben Reißiger hier als Lehrende tätig.

1826 stand Reißiger vor einer schwerwiegenden Entscheidung. Holland berief ihn in den Haag als Organisator einer Musikhochschule, Dresden wählte ihn zum Nachfolger Marschners als Musikdirektor für die Oper. Beides waren sehr ehrenvolle Anerbieten. Reißiger entschied sich für die Hauptstadt Sachsens, waren er und seine Vorfahren doch in diesem Lande bodenständig. Das Heimatgefühl war hierbei, wenn auch vielleicht unbewußt, bestimmend.



Ehe die Dresdener Zeit nun dargestellt wird, möge ein kurzer Blick auf die Familie des angesehenen Hofkapellmeisters getan werden. Auf dem Gebiet der Musik war auch sein Bruder Friedrich August von Bedeutung. Er besuchte ebenfalls die Thomasschule in Leipzig und wurde dort von Schicht und Weinlig ausgebildet. Später wirkte er als Theater- und Militärkapellmeister in Norwegen. — Carl Gottlieb vermählte sich 1828 mit Marie, der Tochter des damals in Berlin auf dem Gebiet der Herstellung von Petroleumlampen bedeutenden Fabrikbesitzers Stobwasser. Von Reißigers vier Kindern ist keines in die Fußstapfen des Vaters getreten. Die älteste Tochter Julie lebte von 1829 bis 1896 in Dresden, Werner (1833—1888) wurde Fabrikant in Burgstadt bei Chemnitz, Ludwig (1835—1919) Bürgermeister und Notar in Königstein und Hermann (1839—1875) trat in das Stobwassersche Geschäft ein.

In Dresden kam der junge Kapellmeister auf einen Kampfplatz, wurde hier doch noch um die Stellung der deutschen Oper neben der italienischen gerungen. Der alternde König und mit ihm der Hof und ein großer Teil der Dresdener Gesellschaft schwärmte für die italienische, während sich in anderen Teilen der Bevölkerung die Sehnsucht nach der deutschen Oper allmählich durchsetzte. Durch die beiden Grafen Bixthum, welche gewissermaßen die Generalintendanten des Königs waren, wurde Carl Maria von Weber aus Prag, wo er sich schon für das Deutsche in der Oper eingesetzt hatte, nach Dresden berufen und hier in seinem Wirken gestärkt. Für die deutsche Oper fand Weber dort eigentlich nur die Kapelle vor, die Darsteller und den Chor mußte er fast aus dem Nichts beschaffen. Trotz aller Arbeit und seiner großen Erfolge wurde er vom Hofe übersehen. Das hätte manchen anderen verzagt gemacht, aber Weber blieb seiner Sache treu, arbeitete unverdrossen weiter und sagte: „Ich kann aus dem verflucht hübschen Nest nicht heraus.“ Er blieb auch, als an die Stelle des letzten Grafen Bixthum Könneritz trat, der für die Oper nichts übrig hatte, sondern nur für das Theater eintrat. Dieser Zustand dauerte aber nicht lange. Auf Könneritz folgte Lüttichau, dessen Gattin sehr kunstsinzig war und sich für Weber einsetzte, der, damals schon schwer leidend, zäh in seiner Arbeit fortfuhr, bis er seinen Tod vor

Augen sah. Da erhielt er einen Ruf nach London. Er sollte dort mehrere Male gegen reichliche Vergütung seinen „Freischütz“ dirigieren. Man riet ihm von der Reise ab. Seine Antwort lautete: „Ob ich reise oder nicht, in einem Jahr bin ich ein toter Mann. So haben meine Kinder zu essen.“ Aus London schreibt er dann an seine Frau: „Alle Welt ehrt mich, nur mein König nicht.“ 39 Jahre alt starb er dort. Seine Opern „Der Freischütz“, „Cunrante“ und „Oberon“ sind Volksgut geworden. Bei seiner späteren Beisetzung in Dresden, wohin die Leiche überführt wurde, rief ihm Richard Wagner in die Gruft nach: „Sieh, nun läßt dir der Britte Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert dich der Franzose, aber lieben kann dich nur der Deutsche, du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen!“ — Die Dresdener waren für ihren Weber so begeistert, daß ein Zeitgenosse schreibt: „Eine abfällige Aeußerung über Weber — und das sonst so ruhige Dresdener Publikum wird zum Tiger.“

Für dieses bahnbrechende Genie mußte ein Nachfolger gefunden werden. Das Suchen nach einem solchen war unendlich schwer, das Uebernehmen der Nachfolge aber bei weitem schwieriger. Neben Weber war Marschner als Musikdirektor in Dresden tätig. Er kam nicht in Frage, weil er formlos, schroff, wenig verträglich und ohne höfische Politur war. Seine später geschaffenen Opern rückten ihn erst nach Jahren in die vordere Reihe der Komponisten. In die engere Wahl kamen der Weimarer Johann Nepomuk Hummel, ein vorzüglicher Improvisator und Kontrapunktist, Joseph Wolfgram in Teplitz, ein böhmischer Tonsetzer und Badebekanntschafft des Königs, und unser Carl Gottlieb Reißiger. Von ihm hatte Friedrich August I. einst eine Jugendorper, „Didone abbandonata“, gehört, die ihm aufgefallen war und derer er sich erinnerte. Das gab den Ausschlag.

Reißiger war nicht etwa gleich der Nachfolger Webers, sondern er trat an Marschners Stelle, der Dresden schwer verstimmt verlassen hatte, als Musikdirektor. Als solcher verstand er es, sich einzufügen. Seine weltmännischen Formen und sein Anpassungsvermögen sicherten seine Stellung. Die italienische Partei war noch ziemlich groß. Er hütete sich, einen Gegensatz zu

schaffen und dadurch anzustoßen. Ja, er dirigierte auch italienische Opern, wenn Morlacchi, der Kapellmeister für dieselben, erkrankt war. Dabei blieb er der Weber'schen Arbeit treu, vernachlässigte die deutsche Oper keineswegs und wurde dann auf Bitten der Kapelle zu deren Meister bestellt. In den ersten beiden Jahrzehnten brachte er häufig Neueinstudierungen heraus. Er zeigte dabei einen großen Eifer. An deutschen Meistern erschienen Beethoven, Mozart, Kreutzer, Spohr und Grotow auf dem Spielplan. Da das Publikum viel Abwechslung wünschte, führte Reiziger auch französische Opern auf, deren Komponisten er auf seinen Reisen nach Frankreich zum Teil kennen gelernt hatte. Der stattliche Kapellmeister war ein tüchtiger Praktiker. Er schulte das Orchester aufs beste und ließ ihm wenig freie Zeit. Neben 344 Arbeitstagen in einem Jahre hatte es nur 21 freie Tage. Dirigierte Reiziger, so überkam alle Mitwirkenden eine feste Ruhe und Sicherheit, die für die gute Durchführung einer Sache von ungeheurer Wichtigkeit sind. Vor allem verstand er es auch, für die Gesangspartien und das Orchester tüchtige Kräfte zu werben und einzustellen.

An großen, reinen Orchesteraufführungen mangelte es damals in Dresden. Es fanden gewöhnlich im Laufe des Jahres nur zwei derartige Konzerte statt. Bei einem derselben führte Reiziger 1838 Beethovens neunte Symphonie auf. Das war gewiß eine besondere Tat.

Als schaffender Künstler gehört er zu den Tonskizern der Biedermeierzeit, deren Werke

fast ganz der Vergessenheit anheimgefallen sind. Seine Opern haben sich nicht gehalten. Von der „Felsenmühle“ wird die Ouvertüre noch mehrfach gespielt, manchmal auch die von „Yelva“, von seinen vielen Liedern sind „Der Zigeunerbub im Norden“ und „Als Noah aus dem Kasten kam“ nicht ganz unbekannt. Seine Klaviertrios finden noch heute manchen Liebhaber. — Alles andere war für seine Zeit geschaffen, wurde auch in seinen Tagen gesungen und musiziert, verschwand aber dann trotz aller Leichtigkeit der Melodien. Robert Schumann sagt von ihm: „Denke ich an diesen Komponisten, so reihen sich die Worte: lieblich, naiv, schmuß und wie die kleinen Grazien alle heißen mögen, wie zu einer Blumenkette aneinander.“

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens stand Reiziger in Dresden mehr im Hintergrund. Er leitete hauptsächlich die gottesdienstlichen Musiken in der katholischen Hofkirche, seltener Opern. Wagner war gekommen. Sein neue Bahnen suchendes Schaffen und Drängen rang nach neuen Höhepunkten für die deutsche Oper.

Am 5. November 1859 dirigierte Carl Gottlieb Reiziger zum letzten Male in der Hofkirche, zwei Tage später raffte ihn ein Schlaganfall dahin. Am 100. Geburtstage Schillers, dem 10. November 1859, wurde er zur letzten Ruhe bestattet.

Es war schwer, zwischen Weber und Wagner zu stehen. Reiziger war dazu vom Geschick bestimmt. Er hat wacker seinen Mann gestanden.

## Entstehung und Frühgeschichte der Stadt Beelitz

Von Bernhard Elsler

Der Anfang der Zauchstadt Beelitz fällt noch in die erste Askanierzeit, also in jene große Kolonisationsepoche der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, die auch die Geburtsstunden der meisten frühdeutschen Siedlungen unseres Kreises sah. Vieles, ja vielleicht das wichtigste wird uns wohl über jene Vorgänge in unserm Heimatlande verborgen bleiben. Nur spärliche Nachrichten und einige belanglose Urkunden sind von ihnen in die Gegenwart hinübergerettet.

\*

Beelitz an der Niepliz: klingt das nicht so, als sei es vom Schicksal zusammengefügt? Der großen Welt ein unscheinbares, unbekanntes Flüsschen, ist es den Anwohnern um so liebenswerter und vertrauter. Schutzsuchend schmiegte sich einst die werdende Stadt in die bergenden Bogen der Nieplizarme. Rastlos trieben die Wellen die großen Schaufelräder der alten Wassermühle durch all die Jahrhunderte. Wie oft halfen ihre Wasser im Kampfe gegen die vielen Brände, welche die kleine Stadt

immer wieder heimjuchten. In fast 800 Osternächten war die Niepliz den heranwachsenden Töchtern von Beelitz Zauberborn und Schicksalsquell in heimlichen Liebesfragen und Sehnsüchten. Sommer für Sommer labte sie Mensch und Tier mit erquickendem Naß. Alljährlich zur Herbstzeit trat sie oberhalb der Arche über die Ufer und verwandelte das breite Wiesental in einen weiten See. Im Winter tummelte sich dann auf der zugefrorenen Fläche die Beelitzer Jugend mit Piefchlitten und Schlittschuhen.

Darum verbindet jeden eingeborenen Beelitzer mit seinem Schicksalsfluß eine innige Zuneigung. Er hängt an der Niepliz mit derselben Liebe wie an seiner ererbten Scholle, welche ihm die Vorfahren im Schweiß ihres Angesichts eroberten und auch so manches Mal unter Einsatz des Lebens verteidigen mußten; denn auch über diesem Lande an der Niepliz stand einstmals der alte Kolonistenpruch:

„Der Erste hat den Tod,  
der Zweite leidet Not,  
der Dritte erst hat Brot.“

Doch ist diese harte Zeit hier schon lange vergessen. Wie sollte das auch anders sein; denn das war ja damals, vor vielen hundert Jahren, als das Nieplizland noch ein Stück vom Grenzsaum des alten Deutschen Reiches bildete.

\*

Bevor deutsche Kolonistenbauern ins Nieplizland kamen, wohnten dort Wenden vom Hevellerstamme des Wilzenvolkes. Jahrhundertelange Kämpfe mit den Deutschen um die Vorherrschaft an der Elbe hatten sie jedoch so geschwächt, daß nicht nur ihre Bevölkerungszahl gewaltig zurückgegangen, sondern auch der völkische Wille zum Widerstande und zum Durchhalten gebrochen war. Nun lebten die letzten Trümmer des einst so mächtigen Volkes scheu und zurückgezogen in einzelnen Fischereisiedlungen. Weite Flächen des Landes, von keiner Pflugschar gebändigt, verwilderten mehr und mehr. In diesem Zustande erbte Albrecht der Bär das Land von dessen letzten Wendenkönig Pribislaw. Doch bevor sich Albrecht seinen friedlichen Kolonisationsplänen zuwenden konnte, mußte er nochmals zum Schwert greifen. 1157 hatte dann Albrecht den letzten wendischen Widersacher, der Pribislaws Testament mit Waffengewalt anfocht, siegreich niedergeworfen. Nun war er unumstrittener Herr und Gebieter im Heveller-

land. Noch im Banne dieser Kampfzeit ergriff er zunächst alle notwendigen Maßnahmen zur militärischen Sicherung der neuen Gebietsgrenzen durch Errichtung von Burgen und festen Stützpunkten an den wichtigen Niederungspässen und Flußfurten. Zur selben Zeit leitete er aber auch schon die ersten Schritte zur völligen Eindeutschung der Wendenländer ein. Zu diesem Zweck holte er Ritter, Bauern, Handwerker, Kaufleute und Mönche aus seinen Stammländern am Harz, aus der Altmark und aus dem fernen Flandern herbei. Hierfür besitzen wir in der Slawenchronik des Priesters Helmold eine zeitgenössische Ueberslieferung. Bereits Albrechts Vater, Graf Otto der Reiche von Anhalt, hatte Beziehungen zu den Holländern zwecks Besiedlung des Röhener Wendenlandes angeknüpft. Was Albrecht so vielversprechend begonnen hatte, setzten seine tüchtigen Söhne und Enkel erfolgreich fort. Schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts war das Wendenland der Anhaltiner mit Deutschen so reich besiedelt, daß das Wendentum nur noch wie eine ferne Sage der Vorzeit in der Erinnerung des Volkes lebte.

\*

Große Verdienste um das Gelingen dieser Kolonisationstat erwarb sich die anhaltinische und altmärkische Ritterschaft. Sie bildete zunächst einmal den Kern der militärischen Unternehmungen der Markgrafen. Sie stellte aber auch eine große Zahl von Ansiedlungskommissaren und Bauernführern, die man damals „locatores“ nannte.



Siegel des Herrn Otto von Belycz.

1411.  
(vergrößert)

Zur schloßgelessenen Ritterschaft der Altmark gehörten jene „Herren von Belycz“, denen wir Gründung und Anlage von Burg und Stadt Beelitz zu verdanken haben. Um das Jahr 1200 treten diese Ritter von Belycz wiederholt im Gefolge des regierenden Markgrafen als Zeugen bei urkundlichen Handlungen auf. Wahrscheinlich erhielt ein Angehöriger dieser Adelsfamilie vom Markgrafen den Auftrag, zur Sicherung der östlichen Zauche an der unteren Nieplitz eine Befestigung zu errichten, sowie das ganze Gebiet dortselbst auch wirtschaftlich zu erschließen. Spätere Stadtchronisten haben die Ueberlieferung des Wortes „Beelitz“ aus wendischer Vorzeit als selbstverständlich hingenommen und auch wohl mancherlei Ueberlegungen angestellt, um die Bodenständigkeit des Namens Beelitz zu beweisen. Am stärksten setzte sich Magister Heinrich Sebalds Behauptung durch, daß nämlich „Beelitz oder Beelitzow“ ursprünglich eine Bezeichnung für die Aulandschaft zwischen Ritterfeld und Dammfeld gewesen sein soll, und daß hiervon die spätere Stadt, die Burg und deren Besitzer ihren Namen erhalten hätten. Dabei wurde die einzige, wirklich gegebene Tatsache, nämlich das Vorhandensein jener altmärkischen Familie namens „Belycz“, vollkommen übersehen.

Nordwestlich von Stendal in der Altmark liegt noch heute ein kleines Dorfchen namens Beelitz. Hier stand die Stammburg der Herren von Belycz. Als dann ein unternehmungslustiger Sproß des Geschlechts dem Rufe seines Fürsten folgte und mit seiner Mannschaft und einem ansehnlichen Bauerntrupp den großen Treck in das unbekannte Nieplitzland unternahm, da dachte er wohl weniger, der neuen deutschen Wohnstätte seinen Familiennamen zu geben, als vielmehr daran, den Namen des Heimatdorfes seiner Gefolgsleute als ein Stück ewiger Erinnerung in der neuen Wahlheimat aufzurichten. Aus dem ostelbischen Koloniallande lassen sich Duzende von Beispielen ähnlicher Gesinnung anführen. Dasselbe taten ja auch die flämischen Siedler in unserem Kreise, in deren Wohngebiet eine ganze Reihe von Landschafts-, Orts- und Flurnamen das Andenken an die ferne flandrische Heimat bewahren sollte.

Der Wanderer wird heute vergeblich nach irgendwelchen Ueberresten der Burg Beelitz im Nieplitzlande suchen. Einwandfreie Zeugnisse über eine solche Burg beweisen

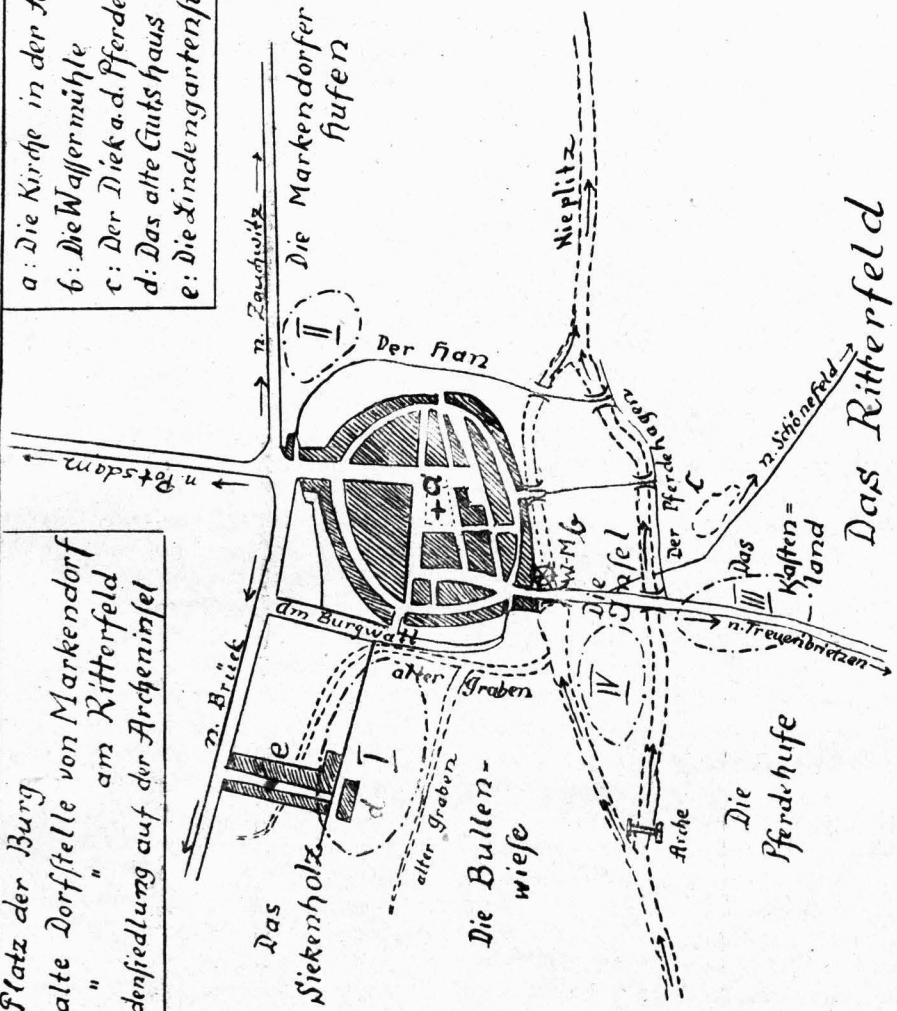
aber, daß sie einstmals vorhanden war. Wo aber stand die schon im Mittelalter untergegangene Burg? Diese Frage hatte der Heimatforschung allezeit große Schwierigkeiten bereitet. Nur ein Weg, in ungefähr gleichem Abstände zur Westflanke der ehemaligen Stadtbefestigung laufend, trägt die Bezeichnung „Burgwall“, richtiger eigentlich „am Burgwall“.

Das Schöpppenbuch der Stadt, um 1550 beginnend, kennt die „Gärten ufm Borkwalle“. Nachforschungen haben nun ergeben, daß hiermit nur die Gärten an der jetzigen Nürnbergstraße gemeint sein können; denn die Gärten zwischen Mauer- und Burgwallstraße bestehen ja erst seit 1718, als hier auf Befehl König Friedrich Wilhelms I. an Stelle der „unnützen Gräben, Mauern und Befestigungswerke“ des Mittelalters nützlichere Anlagen zum Wohle der Bürger angeführt werden mußten. Die Nürnbergstraße geht zurück auf den alten Sickenholzweg. Die flachwellige Erhebung, die dieser in ostwestlicher Richtung überquert, hieß früher der „Lindengartenhorst“. Die höchsten Teile dieses Horstes, auf denen heute das Elektrizitätswerk steht, sind vielleicht die letzten Ueberreste des ehemaligen „Schloßberges“. So wurde mit Hilfe weniger Flurnamen die ungefähre Lage der Burg Beelitz ermittelt. Letzte Klärung konnte jedoch nur von den „Urkunden“ herkommen, die der Boden nun einmal von jeder menschlichen Besiedlung noch nach Jahrtausenden bewahrt. 1926 glückte es zum ersten Male, wenn nicht gerade auf Fundamente, so doch auf mittelalterliche Scherbengruben zu stoßen. Sie lagen inmitten der Gruhlkefschen Gärtnerei. Jedes weitere Jahr führte zur Entdeckung neuer Funde. Noch heute dauert der Zufluß von Sachaltertümern an. In der Hauptsache sind es hellgraue, lederbraune oder schwarzgetönte Scherben von Henkelfannen und bombenartigen Töpfen. Die Töpfe wurden mittels der Drehscheibe hergestellt. Unterhalb des Halsknies sind mehrere parallele Furchenringe angebracht, die beim Drehen des Gefäßes mit angebrückten Fingern oder mit bogenförmig eingekerbten Holzprofilen hervorgerufen werden. Die Gefäßränder sind meistens leistenartig verdickt. Die Henkel sind flach und groß und ebenfalls gefurcht und krümmen sich vom Rand in abwärtsgerichtetem Bogen zur oberen Wölbung des Gefäßrumpfes. Außer Scher-

Die Ursiedlungen von Beelitz  
aus frühdeutscher Zeit.

- I Der Platz der Burg
- II Die alte Dorfstelle von Markendorf
- III " " am Ritterfeld
- IV Wendenfiedlung auf der Archenninsel

- a: Die Kirche in der Altstadt
- b: Die Wassermühle
- c: Der Diek a.d. Pferdeanger
- d: Das alte Gürtshaus
- e: Die Lindengartenstraße



B. Eisler.

ben haben die Gruben noch gebrannten Hüttenlehm, zerbrochene eiserne Gerätschaften, Küchenabfälle in Gestalt von Haustierrknochen, Spinnwirtel und angeblakte Herdsteine ans Tageslicht gebracht.

Weil alle diese „Bodenurkunden“ inmitten des Lindengartenhorstes lagen, konnte es sich nicht um „Kulturabfälle“ handeln, die ehemals die Bürger aus der nahen Stadt nach hier verfrachteten. Für solche Absichten waren dazumal die viel näheren und tiefen Wallgräben an der Stadtmauer geeigneter. Zweifellos gehörten also die entdeckten Scherbengruben zu einer von der eigentlichen Stadt abgesonderten frühdeutschen Siedlung auf dem Lindengartenhorst; das ist feststehend.

Jede Burg hat Mannschaften und wirtschaftliche Hilfskräfte. Alle diese Menschen konnten selbst bei äußerster Raumbeschränkung kaum restlos in den Gebäuden der Burg untergebracht werden. Deshalb wurde ein Teil dieser Burgleute „unterhalb der Burg“ oder — wie man damals auf Lateinisch sagte — „sub urbium“ angesiedelt. Wenn nicht alles trügt, dann war ein solches „Suburbium“ auch in Beelitz vorhanden. Aus ihm ist wahrscheinlich unsere heutige Lindengartenstraße hervorgegangen. Ihre Häuserzeile war ja schon immer eine Art „Dorf für sich“ neben der Stadt. Ihr Ursprung verliert sich in dasselbe Dunkel der Vergangenheit wie der noch im vorigen Jahrhundert bestehende „Lindengartenhof“. Vielleicht ist das altertümliche Gutshaus zwischen Elektrizitätswerk und NSB.-Kindergarten der späte Nachfahre des verschundenen Beelitzer Asanienschlosses; denn die Sage weiß von auf diesem Grundstück vorhandenen, aber verborgenen Fundamenten, Kellergewölben und anderen geheimnisvollen Dingen zu berichten. Völlig aus der Luft greift aber niemals die Sage ihre Stoffe.

Auf der Suche nach weiteren Siedlungsplätzen aus derselben Zeit innerhalb des Stadtgebietes stoßen wir im „Winkelfelde“ nördlich der Nieplik auf „die alte Dorfstelle“. Eine Separationskarte verrät uns die genaue Lage des „untergegangenen“ Dorfes. Es lag am Nordostrand des „Han“-Beges (d. i. der Hagenweg = Heckenweg). Alle Jahre, wenn hier die Kleingärten umgegraben werden, kommen Scherben der Kolonisationszeit zum Vorschein. Nach dem „Breviarium historicum“ des Chronisten Se-

bald hieß dieses Dorf „Marcowitz“, auch „Markendorf“. Davon nennt man die Felder rechts und links der Zauchwitzer Landstraße heute noch die „Markendorfer Hüfen“. Das Dorf besaß 18 solcher Hüfen. Vermutlich war Markendorf von Siedlern aus Flandern angelegt. An eine solche Gründung erinnern die alten Flurnamen der Feldmark, die zwar zum Teil schon im heutigen Volksmunde abgekommen sind, im Schöppenbuch von 1546 aber dafür noch um so geläufiger waren. Hier ist von den Ländereien „auff dem Hude“ (holländisch, Hügel), „an der Driff“ (holländisch, Viehtreibeweg), „in den Kloststücken“ (holländisch, Klost = Kloß = klumpige Erde; vgl. auch das „Klostschieben“ auf dem Eise) und „auf dem Holland“ die Rede.

Am Südufer der Nieplik liegt ebenfalls eine wüste Dorfstelle. Die Ueberlieferungen schweigen sich über den Namen dieser Siedlung aus. In der Beelitzer Literatur wird „die alte Dorfstelle“ zum letzten Male von dem Verfasser der „topographischen Beschreibung der Stadt Beelitz“ aus dem Jahre 1777 erwähnt. Danach erlischt die Erinnerung an diesen interessanten Platz restlos im Bewußtsein der Bürgerschaft. Das wiederholt herangezogene Schöppenbuch ist auch in diesem Falle wiederum unsere Hauptquelle. Es spricht nicht nur von der Dorfstelle, sondern noch von dem „alten Kirchhofe an der alten Dorfstelle beim Pferdeanger“. Dieser Pferdeanger ist der „Schönefelder Anger“, wie heute die Leute sagen. Zu ihm führt längsseite der Nieplik der „Pferdehagen“. Die steinerne Nieplikbrücke an seinem westlichen Ende heißt die „Schwemmbrücke“, weil oberhalb der Brücke die alte Pferdeschwemme lag. Die erste lange Ritterfeldhufe, die neben dieser Brücke gegenüber der Schwemme beginnt, wird „Pferdehufe“ genannt. Wo ein Kirchhof war, befand sich auch Kirchenland. Dieses Kirchenland ist auch vorhanden. Es heißt heute noch „Kastenland“, weil es im Mittelalter von den „Gotteskastenleuten“ verwaltet wurde. Auf dem Kastenland befinden sich jetzt die Grundstücke von Stöwe und Mitschke. Damit hätten wir einen ersten Anhalt für die nähere Lage der Dorfstelle. Es ist möglich, daß an ihrer Stelle jetzt die Häuser an der Treuenbriegerer Vorstadt stehen, weil bisher die Ländereien im Umkreise keine siedlungsarchäologischen Funde hergegeben haben. Viel wird der Chaussee-

bau im vorigen Jahrhundert zerstört haben; denn ursprünglich war die Verbindung zwischen der Stadt und dem Süden die zum Teil eingegangene Wittbriekener Landstraße, die bereits an Bauers Scheune auf der „Insel“ von der späteren Chaussee abzweigte, um heute am Nordufer der Nieplik aufzuhören, weil die hölzerne Brücke hier selbst nach dem Chausseebau eingezogen wurde. Zu dem ehemaligen Dorf gehörten 30 Hufen von schmaler, aber sehr langer Gestalt. Die Form dieser Hufen erinnert an die in Niederachsen und in der Altmark gebräuchliche Form der „Marsshufen“. Die Feldmark des Dorfes wird „Ritterfeld“ genannt, wohl deshalb, weil im Mittelalter hier auch die fünf Hufen des Burgherrn lagen, die nach Aussterben des Rittergeschlechts von Belycz am Ausgange des Mittelalters in den Besitz der Bürger übergingen. Man darf annehmen, daß die Herren von Belycz ihre eigens aus der Altmark mitgebrachte Bauerngefolgschaft vorläufig an dieser Stelle ansiedelten, und daß diese hier so lange wohnte, bis die Stadt errichtet war. Dann siedelte diese Dorfschaft gleich der von Markendorf um, und beide Dörfer wurden nun wüst. Im Gegensatz zu Markendorf ist die Dorfstelle am Ritterfeld später nur teilweise in Kultur genommen worden. Der Schönefelder Ager ist heute noch städtisches Grundeigentum. Auf ihm wurde nach dem letzten großen Stadtbrand von 1700 ein großer Scheunenplatz für die Ritterfelder Akerbürger angelegt, der jetzt noch besteht.

Zu der Zeit, als sich die Siedlungsvorgänge der frühdeutschen Zeit abspielten, wohnten die letzten Beelitzer Wenden auf der westlichen Hälfte der „Insel“, also im Gebiet der heutigen „Archengärten“. Hier findet man immer noch an der Oberfläche die typischen slawischen Scherben mit dem charakteristischen „Burgwallornament“.

\*

Burg, Markendorf und das Dorf am Ritterfeld: das sind die drei Stammzellen der späteren Kolonialstadt Beelitz. Diese war gewissermaßen schon unbewußt im Schöpfungsakt jenes askanischen Siedlungsdreiecks geboren. In der Folgezeit hätten sich diese drei Eckpunkte, auch wenn die Absicht einer Vereinigung ursprünglich nicht geplant sein sollte, dennoch dem gemeinsamen Mittelpunkt ihres heimatlichen Kraftfeldes und

damit ihrer räumlichen Zusammenlegung genähert.

\*

Die Zeit der Stadtwerdung erfüllte sich noch vor Vollendung des 12. Jahrhunderts, also wenig später nur nach Errichtung der Burg und der beiden Beelitzer Urdörfer. Diese waren aber damals keineswegs die einzigen Dörfer der Landschaft; denn durch geglückte Bodensunde wissen wir, daß es frühdeutsche Siedlungen derselben Epoche in noch größerer Anzahl gab, als heute Dörfer um Beelitz herum bestehen: Martinsdorf zwischen Beelitz und Keesdorf (später wüst und nach Beelitz teilweise eingemeindet), Nyen- oder Neuendorf (1381 von der Stadt Beelitz zugekauft; seine Feldmark sind die 15 Dammhufen nördlich der Stadt), Schlunfendorf, Schönefeld, Elsholz, Birsdorf (wüst, in Elsholz aufgegangen), Wittbrieken, Lühsdorf, Rieben, Jauchwitz, Stücken, Fressdorf, Kähnsdorf, Wreeke (wüst, nach Fressdorf und Kähnsdorf aufgeteilt), Wildenbruch, Kunersdorf (wüst, heute Oberförsterei). Allen diesen Niederlassungen mußte ein Markttort errichtet werden. Ob die Anlage eines solchen gleich bei der Errichtung der Burg ins Auge gefaßt, ja, vielleicht schon geplant war, und ob deshalb die beiden Beelitzer Urdörfer — wie bereits oben angedeutet wurde — nur der vorübergehenden Unterbringung der Akerbürger der nachmaligen Stadt dienen sollten, werden wir nie erfahren. Fast hat es so den Anschein; denn beide Dörfer bestanden nur kurze Zeit und wurden noch um 1200 wüst.

Wir dürfen hier nicht unberücksichtigt lassen, daß sogar schon aus jener Frühzeit auf dem Grunde der heutigen Altstadt drei Niederlassungen nachweisbar waren. Sie lagen in der Berliner Straße (vor Baganz), am Kirchplatz (vor der ehemaligen Superintendentantur) und in der Grünstraße (vor Siegner). Man fand diese Vertlichkeiten beim Bau des Wasser- und Kanalnetzes im Jahre 1926. Die Bombentopfscherben, die damals gefunden wurden — in der Mehrzahl handelt es sich um solche — sind demnach die ältesten „Urkunden“ über den Beginn der eigentlichen Stadt Beelitz. Sie lagen durchschnittlich in zwei Meter Tiefe. An der Fundstelle Berliner Straße kamen auch Reste eines altertümlichen Knüppelpflasters von Birkenstangen zum Vorschein.

Wenngleich die Herren von Belycz einen Siedlungsauftrag des Markgrafen aus-

führten, so ist doch auch der Einfluß der Kirche als einer der stärksten Triebfedern bei der Stadtwerdung nicht zu verkleinern oder gar geringschätzig abzutun. Die Kirche war praktisch genug, um einzusehen, daß eine Stadt nicht nur ein Segen für die Landschaft, sondern auch für die leeren Gotteskästen war. Der Einfluß der Kirche entsprang aber nicht allein wirtschaftlichen Einsichten; er hatte vor 1200 sogar schon ein höchst politisches Gewicht. Diese Einstellung war eine unausbleibliche Folge der gelungenen Einengung markgräflicher Gewalt durch die Kirche.

Die Askanier hätten ihren neuen Landen gern eine reibungslose, friedliche Entwicklung gegönnt. Da trat der Bischof von Brandenburg auf den Plan. Er brach den unerquidlichen Streit um die „Zehnten“ vom Zaune. Bald mischte sich auch der Magdeburger Erzbischof ein. Er erwirkte sogar den Bann gegen die Askanier, so daß sich diese schließlich dazu gezwungen sahen, den Frieden mit der Kirche durch Abtretung der Lehnsheute über die Zauche an den Erzbischof zu erkaufen. Das geschah im Jahre 1196. Trotzdem müssen späterhin Teile der Zauche wieder in die unmittelbare Regierungsgewalt des Markgrafen gelangt sein, denn sonst wäre jene Niederschrift des Magdeburger Chronisten unverständlich, die da berichtet, daß Erzbischof Willbrand (von 1235 bis 1253) Beelitz wieder für sich zurückerworben habe (1237). Bei dem großen Mangel an Quellen über die Entstehungszeit von Beelitz ist diese Mitteilung von besonderem Wert. Aus ihr geht einwandfrei hervor, daß die Stadt schon während der ersten Magdeburger Lehnsheute, also vor 1196, bestanden haben muß. Wie konnte der Chronist sonst von einer Wiedererwerbung sprechen? Wir gehen kaum fehl, die Gründung der Stadt nunmehr zwischen 1160 und 1180 anzunehmen. Gerade die Regentschaft Ottos I., Albrechts Sohn und Nachfolger in der Mark, war fruchtbar für die Kolonisationsbestrebungen in unserm Kreise. 1180 wurde auch das älteste märkische Kloster, Lehnin, von ihm gegründet.

Der Ortsname Beelitz tritt uns aber nicht erst 1237, sondern schon 1217 in einer Urkunde des Bischofs Siegfried von Brandenburg entgegen. Am 28. Dezember des Jahres 1217 bestätigte der Bischof Gerechtfame und Besitz des Brandenburger Domkapitels

in Beltz (Belzig), Nymk (Niemegk), Brice (Treukenbrieken), Beliz, Saarmund und Luckenwalde. Im Jahre 1223 wird Beelitz in einer anderen Urkunde als Stadt bezeichnet.

Ob sich der Gegensatz zwischen Marktgraf und Kirche „bis unten“ fortgepflanzt hat, ist — wie so vieles aus dieser Zeit — unbekannt. Darum ist es nicht möglich, etwas über das Verhältnis des Burgherrn zu dem kirchlichen Oberherrn nach der veränderten Sachlage von 1196 und 1237 auszusagen. Jedenfalls wurde die Burg nicht — wie es sonst vielfach geschah — in die nach 1200 errichteten Wehranlagen des Ortes einbezogen. Gräben, Wälle und Pallisaden trennten also den Burgherrn und Vogt von der Stadt, als deren Beschützer und Herr er doch wohl ehemals ausersehen war.

\*

Mit dem wenigen uns überlieferten Tatsachenmaterial müssen wir uns wohl oder übel abfinden. Wir wollen nun im folgenden versuchen, an Hand der Gegebenheiten einen Verlauf der Stadterbauung ungefähr zu skizzieren.

Was für ein Gelände bot sich den Stadterbauern dar? Da lag zunächst in dem Winkel zwischen Burg und Nieplitz eine hüdliche Wiese. Ein Landweg, von den Höhenrändern des Tales kommend, führte seit alters darüber hin, nicht gradlinig, sondern in einem flachen Bogen. Diese Straße wurde die Hauptverkehrsader für den neuen Marktfladen. Wie beim Burgenbau steckten nun die Bauleute ein großes Rund ab, das an einigen Stellen — z. B. nach Süden und Westen — schon des Hochwassers wegen wallartig erhöht werden mußte. Beinahe in der Mitte des Rundes befand sich eine Bodenwelle, die als Marktplatz und als Standort der Kirche wohl geeignet war. An dieser Stelle errichteten auch die wohlhabenderen Bürger ihre ansehnlicheren Häuser. Des Volkes Stimme gab dem Platz die Bezeichnung „Prahlberg“, die er noch heute hat, obwohl sich das wirtschaftliche und soziale Antlitz dieses Platzes zum Vorteil der Anwohner und der Allgemeinheit gewandelt hat. Als beherrschender Mittelpunkt des Marktes und der ganzen Stadt war die einzige Kirche ausersehen. Ja, ausersehen! Denn das Gotteshaus, welches man hier errichtete, war noch nicht von sehr auffälliger Wirkung. Die Kirche wurde dem



Nonnenkloster St. Laurentius in Magdeburg unterstellt. Es hat seine Patronatsrechte über die Beelitzer Pfarrkirche bis zur Einführung der Reformation ausgeübt.

Der Aufbau der Bürgerhäuser ging ohne Schwierigkeiten vor sich; denn Holz, Lehm, Rohr und Feldsteine gab es in der Landschaft unentgeltlich und in Hülle und Fülle. Um ihren Feldern näher zu sein, wohnten die Ritterhüfner in den südlichen und westlichen Quartieren, die Markendorfer entgegengesetzt in den nördlichen und östlichen. Die Mehrzahl der beiden Hüfnerschaften wohnt beinahe heute noch in dieser Verteilung. Mehrere Wassergräben, die anfangs zur Entwässerung versumpfter Stadtbezirke gezogen werden mußten, blieben auch später bestehen. Sie trugen mit zur Wasserversorgung der Haushaltungen bei. Zur Einfriedung, die jeder deutsche Marktort besaß, wählte man ursprünglich nur einen Pallisadenzaun, der im Norden und im Süden je einen Durchgang für den Verkehr mit der Außenwelt frei ließ. Wälle und Gräben wurden später auch noch zum Schutze um die Stadt gezogen, wo nicht schon Fließarme und Sümpfe vorhanden waren und eine natürliche Schutzwehr bildeten. Am Südtor der Stadt klapperte bald eine Wassermühle, die vom Markgrafen mit den notwendigen Mahlrechten und Freiheiten ausgestattet wurde.

\*

Für die weitere Entwicklung der jungen Kolonialstadt war das „Magdeburger Stadtrecht“ von großer Bedeutung. Schon Albrecht der Bär hatte dieses Recht, eine Art Ständeverfassung, für seine Länder eingeführt. Es wurde jedenfalls für sämtliche Städte der Mittelmark verbindlich, also auch für Beelitz. So richtete nun Beelitz nach diesem erprobten Muster seine eigene Verfassung ein. Satzungen regelten Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Zunft- und Marktwesen, sowie alle sonstigen Beziehungen der Bürger zu ihrer Stadt. „Bürger“ hießen z. B. nicht alle Einwohner, sondern nur die, welche im Besitze einer eigenen „Feuerstelle“ waren. Man mußte also schon ein Haus besitzen, um in den Genuß der Rechte eines Vollbürgers zu gelangen. Ueber all diesen Rechten wachte die Stadtverwaltung.

An ihrer Spitze standen die zwei Bürgermeister oder „Stadtschulzen“, die sich gegenseitig im jährlichen Wechsel im Amte ablösten. Der jeweils amtierende wurde „re-

gierender Bürgermeister“ („consul dirigens“) genannt. So blieb es während des Mittelalters und darüber hinaus bis kurz vor 1700. Dem Bürgermeister standen in Anlehnung an das biblische Vorbild von den zwölf Jüngern zwölf Ratsherren zur Seite. Sie gehörten den einflußreichsten und vermögendsten Familien der Stadt an. Ihrer besonderen Stellung und Aufgabe bewußt, nannten sie sich stolz „Ratsverwandte“. So bildeten sich frühzeitig soziale Unterschiede zwischen den Einwohnern und besondere Schichtungen sogar innerhalb der eigentlichen Bürgerklasse aus, die zu sehr vielen Anzuträglichkeiten führen mußten. Dadurch bekam bald eine Behörde viel Arbeit: das Stadtgericht.

Ihm stand ein Ratsherr als Stadtrichter vor. Die obere Gerichtsbarkeit über Leib und Leben blieb jedoch alleiniges Vorrecht des Markgrafen bzw. des jeweiligen Lehensinhabers. In Stellvertretung des nicht immer anwesenden Grundherrn waltete ein Vogt seines Amtes, der nebenbei auch auf pünktliche Ablieferung der Gerichtsgefälle hielt. Solange Beelitz einen Burgherrn besaß, ist dieser selbstverständlich der Vogt gewesen. Erst nach dem Aussterben der Familie von Belycz wurde das Amt Beelitz dem Vogt von Saarmund unterstellt.

Jede Stadt hatte ein Interesse daran, daß sich ein bodenständiges Handwerk im Orte entwickelte. Nach „Magdeburger Recht“ waren deshalb Sitz und Führung eines handwerklichen Betriebes nur in der Stadt, nicht auf dem platten Lande erlaubt. Die Zünfte wachten streng über die Innehaltung gerade dieses Vorrechtes. Ihre Satzungen waren Hoheitsrechte, da sie der Landesherr mit Unterschrift und Siegel versah.

Endlich regelte die städtische Verfassung noch das Marktwesen. Auch dieses war alleiniges Vorrecht der Städte. Es wurde ihnen mit der Verleihung des Stadtrechts vom Landesherrn zugesprochen. Beelitz erhielt zunächst das Recht auf Abhaltung von sieben Märkten im Jahr, von denen der Maimarkt und der Oktobermarkt im Laufe der Zeit den Charakter von Volksfesten annahmen. Da traf sich die heiratsfähige Jugend aus den benachbarten Dörfern. Im Volksmund heißen die beiden Märkte deshalb noch heute „Jugendmärkte“. Im Mai ging es zur „Bekiefe“, daher „Bekiefenmarkt“. Im Herbst wurden dann die angebahnten Beziehungen zum erfolgver-

sprechenden Abschluß gebracht. Deshalb erwarb sich der Oktobermarkt den Beinamen „Heiratsmarkt“. Aus den Märkten flossen dem Stadtfädel alljährlich nicht unbedeutende Einnahmen zu. Daß die hierauf sehr bedachten Stadtverwaltungen stets in heftigen Gegensatz zum zunftmäßig gebundenen Handwerk und Handel der eigenen Stadt gerieten, ist ein bekanntes Lied, ebenso alt wie gegenwartsnah; denn zu den Märkten erschienen unangefochten viele auswärtige Gewerbetreibende, und die waren eine unangenehme, oft abseits aller Zunftszugungen stehende und daher manchmal auch unlautere Konkurrenz des einheimischen Handwerks. Dagegen war aber nichts zu machen; denn der Marktfriede schützte jeden.

\*

In diesem Zusammenhang wollen wir schließlich noch zweier Körperschaften gedenken, die für Beelitz von großer Bedeutung waren. Von der Umsiedlung der beiden Dorfschaften im Ritterfeld und Winkel-feld, von den abgegrenzten Wohnbezirken derselben innerhalb der Stadt war schon die Rede. Als Städter führten beide Dorfschaften eine Art Eigenleben weiter. Man kam zu gemeinsamen Beratungen, regelte durch Satzungen das Zusammensein in der Feldergemeinschaft, gab sich darum scharfe Strafbestimmungen für den Fall einer Nichtbefolgung der Flurordnung. Jede Dorfschaft — jetzt wurde sie „Hüfnerschaft“ genannt — hatte einen „Schulzen“ als Vorgesetzten. Die Zusammenkünfte hießen „Wrüngen“. Das alles wissen wir aus den Brüggebüchern der letzten 300 Jahre.

Nochmals kommen wir hier auf eine alte Streitfrage zu sprechen: Ist Beelitz durch die Eingemeindungen zweier Dörfer nur größer oder sogar dadurch erst entstanden? Wäre dies der Fall, dann könnte man sich z. B. denken, daß die Dorfschulzen nun in der Stadt zu Stadtschulzen, d. h. zu Bürgermeistern, aufrückten. Die soziale und rechtliche Stellung der Dorfschulzen hob sich jedenfalls in der Frühzeit mehr noch als später über die übrigen Dorfinassen hinaus. Ihr Besitz an Hufen war allein schon so imponierend, daß ein solcher Schulze auch in der Stadt als Ackerbürger ohne weiteres zur führenden Kaste gehören mußte. Bis in die Neuzeit hinein hatte auch der vereinzelte Großackerbürger in Beelitz die gesellschaftliche und politische Führung inne. Die wenigen Bürgermeister und Ratsherren, die wir

aus dem Mittelalter dem Namen und der Herkunft nach kennen, entstammten diesem Stande. Also wäre es immerhin möglich, daß sich das Regiment der Stadt Beelitz in den hier nur gemutmaßten Bahnen entwickelt hat. Wir kennen leider das frühdeutsche Mittelalter Ostdeutschlands zu wenig, um vielleicht auf Grund einer Reihe von beurkundeten Beispielen sagen zu können: so wird es auch in unserem Beelitz gewesen sein!

\*

Der Tag, an welchem Beelitz zur Stadt erhoben wurde, war gewiß ein frohes, festliches Ereignis. „Was wird unser Städtlein einmal alles erleben?“ so fragten sich damals sicherlich viele Leute. Selbstverständlich hat jedermann der kleinen Stadt eine glückliche, friedliche Zukunft bis an das Ende der Zeiten gewünscht. Zwei Dinge spielten an jenem denkwürdigen Tag eine wichtige Rolle: Stadtschlüssel und Stadtwappen. Aus dem ältesten Beelitzer Siegelbild sieht uns, so glauben wir, auch das älteste Stadtwappen an: Auf einem Schild mit herankem Feld steht aufrecht zwischen zwei auf der Spitze stehenden Mondsicheln ein gotischer Schlüssel. Die Umschrift lautet: „SIGILLUM BURGENSIIUM IN BELIZ.“ Dieses Wappen hatte wohl der Erzbischof von Magdeburg der Stadt verliehen. Das errieten die Beelitzer daraus, weil ein Schlüssel, also das Symbol des hl. Petrus, den Mittelpunkt des Wappens bildete. Auch über die beiden Mondsicheln ist viel gesprochen worden. Vielleicht hat ein wappenskundiger Geistlicher hierzu das Wort ergriffen und den um ihn lauschenden Beelitzern folgendes erzählt: „Wie der Mond, so ist auch alles Irdische unbeständig und



Ältestes Wappen von Beelitz 1307

Zeichnung: Elsler

wandelbar. Die Monde erinnern an die ersten und ältesten. Brandenburger Markgrafen, deren Geschlecht nun schon längst erloschen ist. Andere Markgrafengeschlechter sind ebenfalls vergangen und werden noch vergehen. Eins nur ist ewig und über jeden Wechsel erhaben: die Herrschaft der



Beelitzer Siegel von 1696

Zeichnung: Elsler

Kirche, in deren Obhut sich nun diese Stadt befindet.“ Ein späterer Beelitzer Geistlicher, der Kaplan Paul Creusing, hat in seiner „Märkischen Fürstchronik“ das Wappen der ältesten Markgrafen wie folgt beschrieben: „Der erste Markgraf war Siegfried, ein Sohn Theoderichs aus dem königl. Stamme des Sachsenherzogs Widukind, ein Bruder Mathildes, der Gemahlin des ersten Sachsenkaisers und Wendenbesiegers Heinrich. Er regierte 14 Jahre als Markgraf an der Elbe und in Brandenburg. Er starb unter Kaiser Otto dem Großen im Jahre 941, ohne Erben zu hinterlassen. Seine Gemahlin Magdalena war eine Tochter des Grafen von Ballenstedt und Askanien. Sie starb schon 938. Siegfried also, Graf zu Marsburg, Engern und Ringelsheim, führte als Wappen einen roten Adler mit einem

güldenem Schnabel im weißen Feld und einem halben Mond auf der Brust des Adlers. Den roten Adler deswegen, daß man bedenken sollte, wie viel Blut es gekostet hat, ehe die Wenden überwunden waren. Die Mondsichel aber wegen der Unbeständigkeit der Wenden im Christenglauben.“

Als dann Beelitz später endgültig in den Besitz der Markgrafen übergegangen war, erhielt die Stadt als Wappen das Hoheitszeichen aller „Immediatstädte“ (das sind die unmittelbar unter der Herrschaft des Markgrafen stehenden Städte): den roten Adler. Symbolisch hält dieser mit seinen Fängen Schlüssel und Mondsichel umkrallt. Dieses Sinnbild scheint mit einer gewissen Absicht gewählt zu sein; wirkt es doch nach der Zeit der Kirchenherrschaft wie eine politische Demonstration.

Heinrich Sebald, der Beelitzer Chronist des Dreißigjährigen Krieges, meinte allerdings, daß der Schlüssel dem Adler beigegeben wurde, weil die Markgrafen von Brandenburg 1356 durch die Goldene Bulle zu erblichen Kurfürsten erhoben wurden und als solche das Erzkämmereramt innehatten.

\*

#### Wichtige Quellen:

1. Paul Creusing: Handschriftliche Chronik zur Geschichte von Beelitz, der Mark Brandenburg und ihrer Fürsten bis 1572. — Handschriften in den Staats- und Universitätsbibliotheken von Berlin, Dresden, Leipzig und Breslau.
2. Heinrich Sebald: „Breviarium historicum.“ — Wittenberg 1655.
3. „Historisch-topographische Finanzbeschreibung der Chur- und Mittelmärkischen Stadt Beelitz“; Handschrift aus dem Jahre 1777. — Beelitz, Stadtarchiv.
4. Carl Schneider: „Chronik der Stadt Beelitz.“ — Beelitz 1888.
5. F. A. Vohberg: „Die Siegel der Mark Brandenburg.“ — Berlin 1868.
6. Kiedel: „Codex diplomaticus Brandenburgensis“; Bd. IX. — Berlin 1849.

## Der Kalender einst und jetzt

Von E. Chili

Wenn wir den neuen Kreiskalender anschauen, der durch seine vielen heimatkundlichen Beiträge und Bilder ein rechtes Heimatjahrbuch genannt werden kann, verlohnt es sich, im Buch der Geschichte ein wenig

zurückzublättern und zu fragen, wie die Kalender in früheren Zeiten beschaffen waren.

Vor uns liegen die ältesten Jahrgänge märkischer Kalender um 1750 herum, also aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen,

als es noch keine Druckmaschinen gab und alles mühsam mit der Handpresse auf handgeschöpftem Büttenpapier gedruckt werden mußte. Damals war für die Herausgabe der Kalender in Preußen die Akademie der Wissenschaften in Berlin allein zuständig, die streng darüber wachte, daß keine fremden, insbesondere ausländischen Kalender (aus Sachsen, Hannover usw.) gelesen wurden. Und so finden wir denn auch auf der ersten Kalenderseite das Edikt des Königs vom 7. März 1744, in dem „erneuert und geschärft“ befohlen wird, daß im ganzen Lande keine anderen als die von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Kalender eingeführt und gebraucht werden dürfen. „Widrigenfalls diejenigen, welche sich unterstehen, fremde Kalender, die nicht mit dem Stempel der Akademie autorisiert sind, in Strafe genommen werden; die Verkäufer mit 10 Taler, die Käufer mit 2 Taler für jedes Stück.“

Der Kalender selbst kostete damals acht Groschen; für eine Zeit, in der eine Kuh mit 20 bis 25 Taler bezahlt wurde, eine ganze Menge Geld. Trotzdem wurde er gern gekauft, besonders vom Landmann, da er ihm die Zeitung ersetzen mußte. So finden wir denn auch im Inhalt zeitungsrartige Nachrichten, meist von entzückender Naivität. Da lesen wir von Weltbegebenheiten und Weltuntergängen, Vulkanausbrüchen usw. Freilich, die Heimat ist dabei zu kurz gekommen. Nur weil hier die Jahrmärkte stattfinden, finden wir bekannte Namen wie Belzig, Treuenbrieken, Beelitz, Niemegeß usw. Allerdings dürfen wir nicht übersehen, daß diese Märkte für das Dorf- und Wirtschaftsleben jener Zeit eine kaum mehr vorstellbare Bedeutung hatten. Es waren Höhepunkte im Leben der Dorfbewohner, wenn sie zum Markte gingen oder fuhren, um die lange vorher gewünschten Dinge zu erstehen, um sich mit guten Freunden und Verwandten und mit der Herzallerliebsten zu treffen.

Wenn wir uns weiter mit dem Inhalt dieser Kalender beschäftigen, müssen wir auch das Kalendarium näher betrachten. Die Monatsnamen sind hier doppelt bezeichnet:

Januarius — Jänner  
 Februarius — Hornung  
 Martius — März  
 Aprilis — April  
 Majus — May

Junius — Brachmonat  
 Julius — Heumonat  
 Augustus — Augustmonat  
 September — Herbstmonat  
 October — Weinmonat  
 November — Wintermonat  
 December — Christmonat.

Einen beträchtlichen Raum nimmt die Sternkunde ein. Unsere Väter sahen ja den gestirnten Himmel über sich mit anderen Augen als wir Heutigen. Sie waren nicht geblendet vom strahlenden Glanz elektrischer Lampen und lebten sozusagen in ständiger Verdunkelung. Dabei ließ sich der Sternenhimmel gut beobachten, und dazu war nun der Kalender Berater und Wegweiser. Allerdings mit viel Astrologie dabei. Die Unkenntnis verbarg sich hinter dem Aberglauben. So wurde z. B. der Mondwechsel benutzt, um eine Wettervorhersage für das ganze Jahr im Voraus aufzustellen, auf die unsere heutigen Wetterpropheten nur mit Neid blicken könnten. Im Kalender von 1760 lesen wir: „Mittwoch, den 2. Januar: Abends um  $\frac{3}{4}$  Uhr der volle Mond. Tritt mit Frost und kalten Nächten an, darauf starker Wind, Frost, trockene Luft, zuletzt gibt es gelinden Regen . . .“

Noch heute mit Nutzen zu lesen sind die Ratschläge für den Landmann und Gartenfreund. Hier gibt sich der Kalendermann große Mühe, der Allgemeinheit und dem einzelnen durch Vorschläge zur besseren Bodenbearbeitung, Düngung usw. zu dienen. Die Postkutschenszeit wird lebendig im Kapitel: „Wie die Posten abgehen und ankommen.“ Hier heißt es: „ . . . die Journaliere nach Potsdam gehen von Berlin ab alle Tage morgens 7 Uhr und Mittags 12 Uhr, ausgenommen Mittwoch nur Mittags 12 Uhr . . .“

1786, im Sterbejahr Friedrichs des Großen, kommt ein neuer Kalender für die Kurmark heraus unter dem Titel: „Der neue Kalender ohne Aberglauben.“ Im Heim der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, in der Dorotheenstrasse (s. Anm.), befand sich oben auf der Plattform des Daches die Sternwarte, und diese machte den astrologischen Kalenderzauber nicht mehr mit. Sie gibt jetzt für jeden Tag genau die Witterung an, wie sie im Jahre vorher in Berlin festgestellt wurde. Daneben ist ein Raum freigelassen, wo der Besitzer des Kalenders die Witterung vom gegenwärtigen Jahr selbst eintragen soll.

Es folgen Artikel: „Was die Eltern machen müssen, wenn sie ihre Kinder ein Handwerk lernen lassen wollen“, „Ueber die Furcht vor Gewittern“, und die Rettung davor durch . . . Blitzableiter. Und dann wettet ein Pfarrer los gegen den Aberglauben: „. . . wenn eure Kühe blaue Milch geben, gleich schreit ihr über Hexerei und Anthon. Dann räuchert ihr wohl mit neuerlei Kräutern und grabt allerlei Pöjfen unter die Stallviele. Aber die Milch wird bloß davon blau, weil die Kuh nicht gut verdaut. Gebt ihr die Woche ein paar-mal einen Hering ins Futter, so wird die Milch wieder weiß werden, und so mit dem übrigen.“

Doch schließlich verschwindet auch dieser Kalender ohne Aberglauben wieder. Der neue heißt schlicht: „Kalender für den Bür-

ger und Landmann.“ Auf dem Umschlag heißt es in zwei Zierleisten:

Heil dem Bürgerstande.

Heil dem Bauernstande

Und darüber steht die Jahreszahl 1799.

\*

Anmerkung. Das Gebäude in der Dorotheenstraße, in der die alte Berliner Sternwarte und die Akademie der Wissenschaften ihr Heim hatten, mußte 1903 beim Neubau der Preussischen Staatsbibliothek und Universitätsbibliothek abgebrochen werden. Von 1833 bis 1849 befand sich hier auf dem Dache die Station 1 des Optischen Telegraphen Berlin—Koblenz. (Vgl. Zauch-Belziger Kreis-Kalender 1938, „Historische Streifzüge im Kreis Zauch-Belzig“ von Dr. Hans Eugen Pappenheim.)

## Lehnin eine vorgeschichtliche Kultstätte

Von Otto W i d d e l

In dem „Sagenbuch des Kreises Zauch-Belzig“ wird in Sage 50 (S. 31), die von der Gründung des Klosters Lehnin berichtet, erzählt, daß der Stumpf der Eiche, unter der Markgraf Otto I. seinen Traum gehabt hätte, an einer Ecke des Altars eingemauert worden sei.

Dieser Eichenstumpf — ein etwa 70 cm langes Stammstück ohne Wurzelansätze, das völlig vertiefelt ist, ist auf keinem Fall ein Teil der in der Sage erwähnten Eiche, vielmehr dürfte er ein Alter von einigen Jahrtausenden haben. Er war es wahrscheinlich, der erst nach der Gründung des Klosters Anlaß zur Bildung der Sage gegeben hat.

Dem Beispiel anderer Kirchen- und Klostergründungen folgend haben die Zisterzienser möglicherweise auf direkte Weisung des Bischofs von Brandenburg bzw. des Erzbischofs von Magdeburg und des Markgrafen ein Kloster an der Stelle errichtet, an der sich vorher ein altes Heiligtum, das vielleicht schon in vorwendischer Zeit bestand, befand.

Der heute in die Stufen zum Chorraum eingelassene Eichenstumpf ist vermutlich ein Kultgegenstand der Slawen gewesen, der besondere Verehrung genoß. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß er bereits in germani-

scher Zeit eine Rolle im Kult spielte. Die Mönche setzten den Stumpf in die Kirche und erreichten dadurch ihren Zweck, die umwohnenden Heiden schneller zum Christentum zu führen, sehr bald, da diese aus alter Gewohnheit gern zu der Stätte, an der sich ihr altes Heiligtum befand, kamen.

Möglicherweise ist die Ermordung des ersten Abtes Siebold von Lehnin in Naht auf den Groll der Slawen, die sich ihrer alten Kultstätte beraubt sahen, zurückzuführen.

Die Frage, wo der Eichenstumpf ursprünglich aufgestellt war, ist nicht einfach zu lösen. Viz. Holz (in „Natur und Geschichte der Heimat im Verbreitungsgebiet des ‚Brandenburger Anzeigers‘“ vom 7. Juli 1926, S. 26—28) sucht die Stelle u. U. in R ä d e l, wobei er den von Rädcl nach Beelitz führenden, fast 20 Kilometer langen Siebenbrüderweg als eine alte Prozessionsstraße ansieht und die sieben Brüder mit den sieben Wintermonaten identifiziert, die durch den Frühlingsprinzen aus einer Trojaburg, die er in den Ringbahnbergen bei Rädcl vermutet, befreit wurden.

An sich ist diese Lösung nicht unmöglich, da sie u. U. eine zwanglose Erklärung der zahlreichen im Südteil von Rädcl zusammenlaufenden Wege (von Busendorf, Beelitz,

Treuenbrieken, Brück, Damelang, Cammer, Golzow, Brandenburg) bieten würde. Nicht erklärt wäre damit aber der in der Sage von der Ermordung des ersten Lehniner Abtes klar hervorgetretene Haß der Bewohner von Nahmitz.



**Wertwürdiger Kopf an einem alten Kamin im sogenannten Königshaus des früheren Klosters Lehnin**

Aufnahme: Karl Reichhelm

Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich das alte — wahrscheinlich schon bis in germanische Zeit hineinreichende — Heiligtum etwa bei dem heutigen D o b e r o w befand, wo von dem Verfasser seinerzeit ein herzförmiger Reibstein entdeckt wurde, und in dessen Nähe sich am Reiberberg eine Reihe von Skelettgräbern, die in frühe Zeiten hinabreichen, freigelegt wurden.

Die Wahrscheinlichkeit aber spricht doch mehr für Lehnin. Die Stelle, an der sich später das Kloster erhob, lag etwas erhöht mitten im damaligen Sumpfgebiet. Südlich davon findet sich am Mittelsee ein Burgwall, der, wie Versuchsgrabungen ergaben, schon in germanischer Zeit benutzt wurde. Nach Osten hin war das Heiligtum durch eine noch heute vorhandene „Landwehr“ (Staatsforst, Jagen 249/50), die noch einer genaueren Untersuchung harret, geschützt.

Dazu kommt, daß sich im sogenannten Königshaus (dem heutigen Heimatmuseum Lehnin) an einem alten Kamin ein Kopf befindet, dessen Bedeutung bisher nicht völlig geklärt ist, der aber in seiner Formgebung eine große Ähnlichkeit mit einer im Heimatmuseum Prenzlau aufbewahrten Gußform aus slawischer Zeit aufweist.

Entscheidend aber für die Frage, wo sich die alte Kultstätte befunden hat, ist wohl die Gepflogenheit der katholischen Kirche, Klöster und besonders wichtige Kirchen an der Stätte ehemaliger vorchristlicher Heiligtümer zu errichten. Diese Sitte würde für Lehnin sprechen, das damit als eine alte, heilige Kultstätte anzusehen wäre.

## Der „tolle“ Bucholz

Von D. B r a c h w i t z

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts gehörte das Rittergut Riez bei Treuenbrieken einem Herrn von Bucholz, den die Leute den „tollen“ Bucholz nannten. Und toll hat er es manchmal getrieben, wie man noch heute überall in den umliegenden Dörfern zu erzählen weiß. Seine Hauptbelustigung war, irgendjemand einen richtigen Schabernack zu spielen. So beschloß er eines Tages, die Treuenbriekener zu ärgern. „Hör mal“, sagte er zu seinem Reitknecht, „besorge einen Pinsel und einen Topf mit

schwarzer Farbe!“ Der tat, wie ihm befohlen, denn gar zu gern war er bei einem solchen tollen Streich dabei.

Am Abend ritt Bucholz mit dem Reitknecht nach Treuenbrieken; die Pferde wurden irgendwo untergestellt. Die Bürger gingen in jener Zeit früh schlafen, in den Straßen war es still, alle Fensterläden waren geschlossen. In jedem Fensterladen befand sich damals eine kleine Luke. Wenn auf der Straße was los war, schauten die Hausbewohner schnell aus der Luke, man

brauchte so nicht den ganzen Laden zu öffnen. Mit dieser Eigentümlichkeit hatte Buchholz gerechnet. Er klopfte an den ersten besten Fensterladen, alsbald erscheint ein neugieriger Kopf, der Reitknecht hält denselben mit einer übergeworfenen Schlinge fest, und Buchholz hat im Nu dem Kopf einen tüchtigen schwarzen Bart unter die Nase gesetzt. Die Schlinge wird losgelassen, und der Kopf verschwindet. Buchholz eilt mit dem Reitknecht einige Häuser weiter, um dort einen andern Bürger mit einem Bart zu verzierern. So geht es eine ganze Weile, von Straße zu Straße teilt er seine Bärte aus. Als endlich sich eine allgemeine Aufregung der Stadt bemächtigt, ist er mit seinem Reitknecht bereits wieder auf und davon. —

Einmal ließ Buchholz einen Maler aus der Stadt kommen. Der rückte mit vielen Farbtöpfen und Pinseln an, glaubte er doch, er solle die herrschaftlichen Stuben ausmalen. Weit gefehlt! Buchholz führte ihn in den Park, wo verschiedene Statuen aufgestellt waren. „So, dieser alte Knabe bekommt einen blauen Rock und eine rote Hose.“ Der Maler schaute ihn erschrocken von der Seite an. Er wollte einen schüchternen Einwurf wagen: „Aber . . .“ — „Kein Aber! Anfangen!“ herrschte ihn Buchholz an. Und so bekamen denn alle Figuren eine bunte Tracht, rot, grün und blau, den Engeln wurden rote Backen und dunkles Haar angemalt. Jeder erhielt ein anderes Aussehen. Am andern Tag schauten die Rieker verwundert durch den Zaun, sie waren nicht wenig erstaunt, als sie sahen, wie die ehrwürdigen Statuen im Park sich in eine Gesellschaft buntsarbiger, abenteuerlicher Gestalten verwandelt hatten. Es gab wieder etwas zu erzählen im Dorf. —

Ein andermal war ein Töpfer aus Niesmeß auf dem Gute beschäftigt. Kaum hatte ihn Buchholz bemerkt, da war er schon bereit zu einem neuen Streich, bei dem er seine Gattin in nicht geringe Verlegenheit bringen wollte. Er wußte, daß sie gerade bei der Morgentoilette war. Sofort läßt er den Töpfer rufen und befiehlt ihm, den Ofen im Zimmer der „gnädigen Frau“ zu reinigen. Dieser Ofen war noch eines jener alten Ungetüme, die von außen geheizt wurden und wegen der Holzfeuerung ein großes Feuerloch hatten. Aber kaum ist der ahnungslose Töpfer auf allen Vieren in das Innere des Ofens gekrochen, da läßt

Buchholz ein brennendes Reissbündel nachschieben. Den Töpfer packt das Entsetzen, und in seiner Todesangst mit gestählter Kraft die Kacheln einschlagend stürzt er unter Donnergepolter mit dem zusammenbrechenden Ofen in das Zimmer der tödlich erschrockenen gnädigen Frau. —

Mit größtem Vergnügen brachte Buchholz gerade Frauen in Verlegenheit. Schon in der Zeit, da er noch unbeweibt war, leistete er sich in dieser Beziehung allerhand tolle Streiche. So war er einmal auf der Fahrt nach einem Dorf bei Jüterbog. Buchholz wollte dort freien, wirklich und wahrhaftig, er war mit dem Vorsatz abgefahren, sich dort eine Frau zu suchen. Aber unterwegs fiel ihm wieder eine lustige Sache ein. Der Kutscher mußte die Livree ausziehen und die Kleidung des Herrn anlegen. Buchholz zog die Kutscherlivree an und nahm auf dem Kutscherstuhl Platz. So waren die Rollen vertauscht. Er ergriff Peitsche und Leine und hieb auf die Pferde ein, daß das Gespann nach kurzer Zeit vor dem Gutshof hielt. Die Knechte öffneten das Tor, und herein fuhr der Wagen mit dem adligen Freier. Der Kutscher mußte nun aussteigen und nach dem Gutshaus gehen, um dort als der Herr von Buchholz aus Riez, der schon als Brautwerber für heute angemeldet worden war, vorzusprechen. Voller Neugierde stand die zukünftige Braut hinter den Fensterscheiben, die Tage und Stunden der Erwartung waren nun zu Ende. Aber sie erschrak doch, als der angebliche Rieker Gutsherr über den Hof dahergestolpert kam. Und als er gar einige Zeit darauf am Tisch saß, um sich von den Anstrengungen der langen Fahrt zu stärken, da mußte sie feststellen, daß die Herren von Buchholz auf Riez nicht mal mit Messer und Gabel essen können. Im übrigen war er auch maukfaul, er sprach nur, wenn er gefragt wurde. Kein Wunder, daß der Kutscher den Mund lieber öffnete, um zu essen statt zu sprechen. Nach dem Essen führte ihn der Vater der heiratsfähigen Dame noch durch die Pferdeställe und durch den Park. Währenddessen stand der richtige Buchholz auf dem Hof und hatte seinen Hauptspaß über die ganze Komödie. Doch allzu lange hielt man sich mit dem angeblichen Werber nicht auf. Da er durchaus nicht zu bewegen war, ein Gespräch über eine Heirat zu beginnen, so schückte man eine andere dringende Besuchsreise vor. Niemand war froher als der Kutscher, als

er die Tür hinter sich hatte. Allerdings hatte er mal gut und reichlich essen können, wie es einem Kutscher nicht oft geboten wird. Er stieg in den Wagen, und Buchholz jagte mit ihm im Galopp zum Dorfe hinaus. Das war so ganz nach seinem Geschmack gewesen, nun hatten die anderen Gutsbesitzer auch einmal etwas zu lachen.

Ein andermal war Buchholz wieder mit dem Kutscher unterwegs. Diesmal fuhr er hochherrschaftlich, vorn zwei Schimmel vorgespannt und auf dem Boß der Kutscher in der neuesten Livree. Buchholz hatte in der Lotterie das große Los gewonnen und war auf dem Wege nach Berlin, um das Geld abzuholen. Doch ein Herr von Buchholz fährt nicht mit so viel Geld wieder nach Hause. In Berlin wurde damals sehr viel und sehr hoch gespielt. Buchholz geriet in eine solche Gesellschaft. Er verlor das viele Geld, das er in der Lotterie gewonnen hatte, er verspielte die Pferde und den Wagen mitsamt der Livree des Kutschers. Zum Schluß machte er noch Spielschulden, an denen sogar der letzte Buchholz noch zu zahlen hatte. —

Wie alle seines Geschlechts war der „tolle“ Buchholz ein vorzüglicher Schütze. Davon werden zwei Episoden erzählt. Einmal stand er mit einem Gutsnachbar am offenen Fenster. Da geht der Schäfer mit einem feisten Hammel auf dem Rücken über den Hof. Einen flüchtigen Blick auf denselben wer-

fen und die Büchse von der Wand reißen, ist bei ihm nur ein Moment. Das Gewehr blizt auf, ein Krach, und das gut getroffene Tier verreckt zuckend auf dem Nacken des nichtsahnenden Trägers. Ein schallendes Gelächter, hinterher ein kleines Schmerzensgeld für den verblüfften Schäfer, so endete dieses Erlebnis.

Einmal ging Buchholz zur Jagd. Da sah er den Rieker Schäfer, wie er bei seiner Herde stand und die freie Zeit mit Strümpfestricken ausnutzte. Den Schäferstoß hatte er in die Erde gestoßen, er diente ihm als Sitz. Da konnte Buchholz nicht anders, er mußte den alten Schäfer erschrecken. Er tat es auf seine Art, indem er die Flinte von der Schulter nahm, auf den Stoß zielte und schoß. Pardauß! Da lag unser guter Schäfer auf seinem Hinterteil, der Stoß war mitten durchgeschossen. Ein gutes Trinkgeld tröstete den Schäfer über den Schreck und über die Schmerzen in den Gesäßmuskeln. —

Selbst in einer schweren Krankheit verleugnete der alte Herr seine Natur nicht. Als die Seinigen betrübt das vermeintliche Sterbelager umstehen, schnappt er noch einmal auf und sinkt als tot in die Kissen zurück. Die Gattin beugt sich über ihn; allgemeines Jammern! Im ergreifendsten Augenblick schnellt er plötzlich in die Höhe, ein sarkastisches „Bah“ ausstoßend, und ein panischer Schrecken ergreift die Umstehenden.

## Zwei germanische Bronzeringe aus Schenkenberg

Von Dr. L. Gahrhau-Rothert

Schon vor mehreren Jahren wurde dem Museum in Brandenburg ein Fund eingeliefert, den der Spatenfleiß eines Kleinsiedlers in Schenkenberg, unweit der Tredwitzer Straße nahe dem Bruch beim Urbarmachen oder Rigolen seines Landes ans Tageslicht gefördert hatte. Da es sich um zwei für den Südtteil der Provinz Mark Brandenburg seltene Fundstücke handelt, sollen sie hier der Öffentlichkeit vorgelegt werden und zugleich mögen diese Zeilen wieder einmal darauf hinweisen, daß jeder Bodenfund meldepflichtig ist, er mag bei seiner Hebung noch so unscheinbar aussehen. Aus vielen Scherben entsteht unter geschickter Präparatorienhand im Brandenburgi-

schen Landesamt für Vor- und Frühgeschichte zu Potsdam wieder das Gefäß, das germanische Vorfahren einst formten, um die Asche eines Toten aufzunehmen, und unter deckender Rost- oder Patinaschicht schimmert der goldige Ton des Bronzeringes, an dem einst eine germanische Frau ihre Freude hatte, wenn sie sich Festtags damit schmückte. Schmuck und Waffen, Gefäß und Gerät, Grab- und Hausrest aber sind die einzigen Urkunden, die uns über die ältesten Siedler auf märkischem Boden Auskunft geben, und darum ist jeder verpflichtet, solche Urkunden, wo immer er sie findet, uneigennützig der Wissenschaft und der heimatischen Kulturpflege zur Verfügung zu stellen. Ein

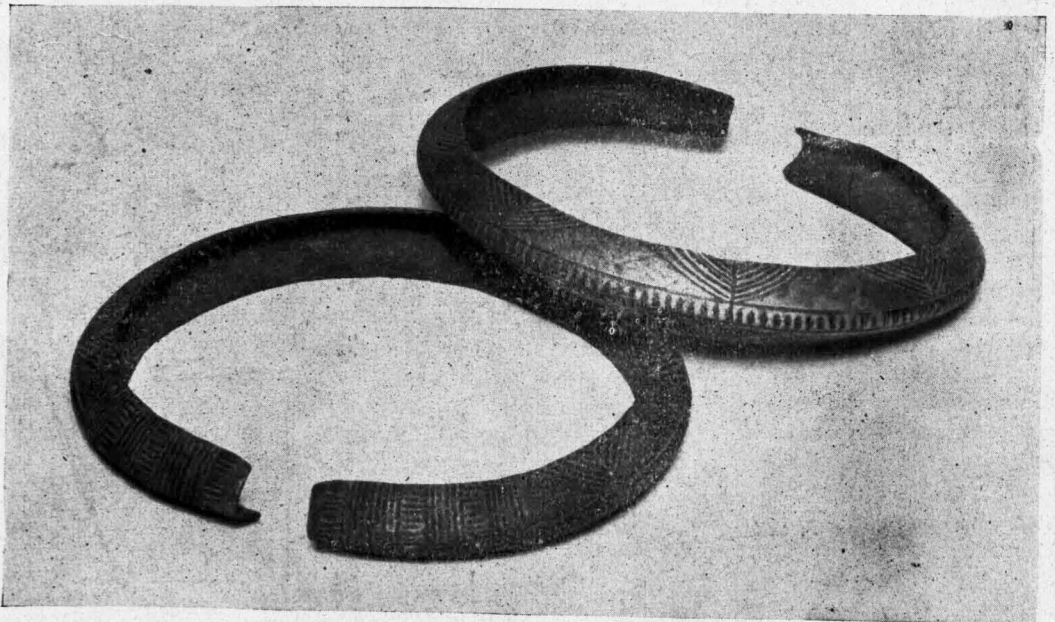


Gang durch unsere neuengerichteten brandenburgischen Heimatmuseen, wie z. B. Havelberg, Brandenburg, und manches andere im Neuaufbau begriffene, wie Beelitz und Treuenbrietzen, vermittelt jedem Volksgenossen in einer aus vielen Einzelfunden sinngemäß zusammengestellten Schau gewissermaßen als Dank für seine Mitarbeit ein Bild vom häuslichen wie völkischen Leben unserer Vorfahren.

Betrachten wir nun den Fund genauer. Vor uns liegen (s. Abb.) zwei weite, offene Ringe, die aus handförmigem, dünnem Bronzeblech zusammengebogen sind. Ihr Querschnitt ist dachförmig. Ein geschickter Bronze gießer hat die der Gußform entnommene rohe Ringform durch eine dem Treiben ähnliche Technik zu dünnem, leichtem Blech ausgeschmiedet und sie dann mit feinen Instrumenten mit einem zierlichen Muster geschmückt, das fast die ganze Außenfläche der Ringe bedeckt. Strichgefüllte Dreiecke stoßen mit den Spitzen an eine mit Kerben gefüllte Doppellinie, die den Rückengrat entlangläuft. Schräg- und Querstrichlegung betont die Enden.

Die beiden Ringe sind völlig gleichartig in Formgebung und Verzierung, sie wurden

also wohl paarweise getragen. Ihre lichte Weite beträgt 12 Zentimeter. Es ergibt sich daraus, daß wir keine Armringe mehr vor uns haben, sondern eine andere Schmuckart, die uns Heutigen ferner liegt: Beinringe. Diese Annahme wird durch einen Grabfund bestätigt. In Göbel im benachbarten Provinzsächsischen Kreise Zerichow I wurde ein Skelett gehoben, das um seine Schienbeine unsern Schenkenberger Ringen nächstverwandte Schmuckstücke trug. Rufen wir uns die Tracht der germanischen Bronzezeit ins Gedächtnis, so erscheint die Mode der Beinringe weniger verwunderlich. Die Frau der Bronzezeit trug, wie uns die Baumsargfunde Jütlands verraten haben, den langen Wollrock und das kurze Nieder, der Mann jedoch trug die Beine von den Knien ab frei; seinen Körper umhüllte der kurze Leibrock, und auch der von den Schultern herabhängende weite Mantel reichte nur bis zu den Knien. Fuß und Wade waren mit einer Art Wickelgamaschen, aus Wolle gewebt, umwickelt, als deren oberer Abschluß vielleicht der goldig glänzende Bronzering gedient haben mag. Auch zu der vereinzelt überlieferten kniefreien sommerlichen Tracht der jungen Frau mag Beinschmuck getragen



Zwei bronzene Beinringe von Schenkenberg

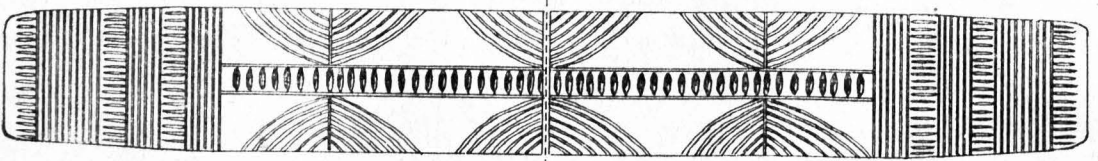
Aufnahme: Dr. L. Cahrau-Rothert

worden sein, worauf vielleicht die an einem bronzenen Frauenfigürchen der jüngeren Bronzezeit gegebenen Riklinien am unteren Teil des Schienbeines deuten.

Leider haben die wenigen bei der Fundhebung in Schenkenberg gemachten Beobachtungen uns keine Auskunft darüber gegeben, ob die Ringe gleichfalls aus einem Skelettgrab stammen wie in Göbel (Kreis Jerichow I), oder ob wir es mit einem Hortfund zu tun haben. Es ist uns nichts von mitgefundenen Menschenknochen überliefert worden, dagegen trugen ursprünglich beide Ringe — einer wurde im Museum zur besseren Sichtbarmachung des Musters gepuzt — eine bräunliche Edelrost- oder Patinaschicht, die dem Kenner eine zumindest zeitweise Lagerung des Fundes in feuchtem, vom Grundwasser durchzogenen Boden andeutet, ist er doch auch in Bestätigung dieser Beobachtung am Rande des Bruches gehoben worden. Gegenstände aus Hortfunden weisen oft die sogenannte Moorpatina auf, weil sie in unbesiedelten, abseits des Dorfes gelegenen Vertlichkeiten, im einsamen Bruch oder Moor, niedergelegt wurden, um der Gottheit als Opfer zu dienen oder in unruhigen Zeiten im sicheren Versteck zu ruhen. Nach der Lage des Fundortes wie nach der Patina haben wir es auch hier mit einem solchen Verwahr- oder Hortfund zu tun.

Zu erläutern bleibt uns nun noch die Frage der Zeitstellung und der völkischen Zuschreibung des Fundes. Er gehört, wie schon angedeutet wurde, der Bronzezeit an,

und zwar deren jüngerem Abschnitt, den die Fachforschung als 4. Periode bezeichnet und in die Zeit von 1150 bis 1000 vor Beginn unserer Zeitrechnung nach Rossinna ansetzt. Gerade der blechdünne Charakter der Ringe ist ein sicheres zeitliches Merkmal, die voraufgehende Zeit der mittleren und älteren Bronzezeit liebte massiv gegossene Schmuckformen. So leiten sich auch unsere Ringe von massiven älteren Formen her, als deren Heimatgebiet der Bronzezeitforscher Sprockhoff das südliche Mecklenburg mit der angrenzenden Prignitz erkannt hat. Die jüngere, blechförmige Ringform greift über dieses enge Gebiet weit hinaus und wird förmlich zur Leitform des germanischen Lebenskreises um Mittel- und Havel. Nun hat die Germanenforchung in der Mark bisher ergeben, daß der Kreis Zauch-Belzig, wie überhaupt der Südwesten der Provinz, zur mittleren und jüngeren Bronzezeit noch in den Lebensbereich der Nachbarn der Germanen, der Illyrer, gehörte, und erst im weiteren Verlauf der Bronzezeit und frühen Eisenzeit (nach 1000 vor der Zeitrechnung) in den germanischen Lebenskreis mit einbezogen wurde. Wir dürfen also in dem Schenkenberger Hortfund ein frühes Hinübergreifen der Germanen ins illyrische Gebiet vermuten, das zunächst vielleicht nur auf lebhaften Handelsbeziehungen beruhend, die baldige völlige Germanisierung des Kreises Zauch-Belzig und später der gesamten Mark in frühen vorchristlichen Jahrhunderten ankündigt.



Das abgerollte Muster der Ringe von Schenkenberg

Zeichnung: Dr. L. Gahr-Bothert

## Urväterhausrat in Bauernfamilien

Text und Zeichnungen von Erich Wulfert

Manche Fassaden bäuerlicher Häuser zwingen mit dem Reiz ihrer Teilung, ihres Anstriches, ihres Blattgrüns zum Bewundern, doch wird es meistens schwer sein, ohne weiteres anzuklopfen und um Eintritt zu bitten

in der Erwartung auf irgend etwas Ueber-raschendes „hinter den Kulissen“. Ich er-innere mich meiner diplomatischen Versuche, einmal in ein Haus zu gelangen. Es dauerte etwa eine Viertelstunde, bis ich Ge-

hör fand, nachdem ich meine Personalien als „Nachbar“ klargelegt und einen Teil der Ortsbewohner als Legitimierung namentlich genannt hatte. Es ging mir so, wie es der gänzlich Fremde bestimmt erleben muß. Der Landbewohner ist mißtrauisch. Darf man eine weiße Zurückhaltung übelnehmen und deshalb die auf dem Lande einsamer Lebenden verurteilen? Gewiß nicht. Wie einst in kriegerischer Zeit mutet auch heute noch manche Besingung mit ihrem geschlossen gemauerten Hofviereck wie eine kleine Festung an, die nur Eingeweihten offensteht.

Die Räume dieses idyllischen, zierlichen Landhäuschens mühten etwas ganz Besonderes bergen. Es liegt so lieb auf dem kleinen Hügel, sauber ist das Dach mit der dicken Rohrschicht gedeckt, neu ist der Schornstein verputzt. Die kleine Tür ist halb angelehnt. Mutig hinein! Kein Mensch ist zu sehen. Der Eintretende stolpert im Halbdunkel über eine Kiepe, tritt auf eine Harke, forscht aber getrost weiter. Ist er in eine Mönchszelle geraten? In der Ecke steht ein Kastenbett mit Strohfüllung, an der Wand hängt ein vergilbtes Bild. Ein paar Nägel deuten Ersatz für den Garderobenschrank. Nun, es kann ja nicht anders sein. Es ist lediglich eine behelfsmäßige Unterkunft für die Nachtruhe der Arbeiter, die tagsüber draußen sind. Und in den anderen Kammern ist es ebenso.

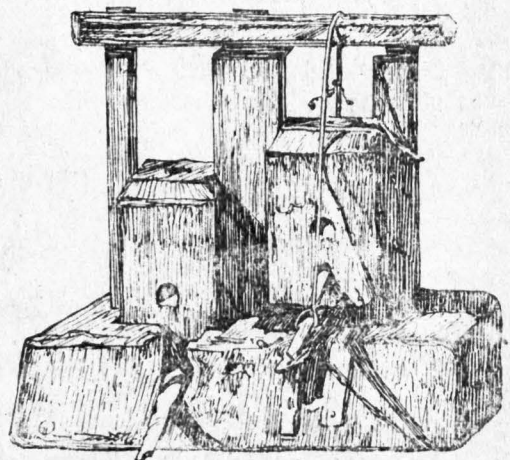
Dieses für jedes Dorf passende Beispiel zeigt die Unmöglichkeit für den Passanten, aufs Geratewohl die richtigen Häuser zu entdecken, das heißt, die Gemächer kennen zu lernen, in denen Sehenswertes und Seltenes an Hausrat, an Möbeln vorhanden ist, in denen Ganzes oder Teile einer Architektur zu finden sind, die aus der Urväterzeit stammen.

In den meisten Museen stehen Spinnräder. In Alt-Töplitz, um naheliegend meine Gegend anzuführen, habe ich an einem Tage drei Stück gesehen. Eins fand ich bei meinem Nachbar, es fehlte leider die Kunkel, der senkrechte Stab, auf dessen Kopf das Spinnmaterial befestigt wird. Das andere stand auf dem Boden des Fischermeysters Döring auf dem Mühlenberge, neben einer hellgelben Holztruhe, die mit einem einfachen, klarlinigen Metallbeschlag aus dem Jahre 1823 geschmückt war. Ein drittes, ebenfalls schönes, gut erhaltenes Stück, bewahrt das Heim des Kossäten Krause. Keins wird mehr benutzt, aber

die Großmütter haben auf diesen Rädern fleißig gesponnen, Garn für Fischerneze, Stoff für Hemden. Die Neze werden jetzt gekauft, das geht schneller. Die Leinenhemden „kühlen zu sehr“, und „die Jungen tragen sie nicht gern“. Dann schnüffelt man oben bei Herrn Krause noch ein bißchen weiter. Da steht noch eine Haspel (Garnwinde) und eine alte Kinderwiege, schön rot gestrichen, und über den dicken Balken hängen ein paar langstielige Instrumente mit ganz schmalen Blatt und breiter Schneide: Eisbeile, die winterliches Fischen ermöglichen. Auch sie sind alt, die Fischereigerechtfame der Krauses datiert bis ins 18. Jahrhundert zurück.

Noch ein paar Truhen sind da, die hier auf dem Lande „Koffer“ heißen. Nicht alle sind so schön wie die aus Eichenholz gefügte und mit reichstem Eisenbeschlag geschmückte im Neu-Töplitzer Hause Berg, die Anno 1685 mit den Schweizer Kolonisten den Weg nach Deutschland fand. Hier steht auch ein hoher Schrank von 1793, dessen Datum ein Herr Schneider in die Tür geschrieben hat.

Da wieder ticken laut die behäbigen Pendeluhrn, die mit buntem Gerank das Zifferblatt umkleiden. Früher schon sah man die alte Drehrolle und die Webstuhlteile aus der Zeit des Alten Frik im Bergerschen Hause in Leest. Auch ein alter Walspieß wurde seinerzeit mit übernommen. Hier und da bezeugen Jahrhunderte alte Urkunden, sorgsam unter Glas geschützt, die



Alte Mausfalle als Zeugnis bäuerlicher Bastelarbeit aus Leest

Zeichnung: Erich Wulfert

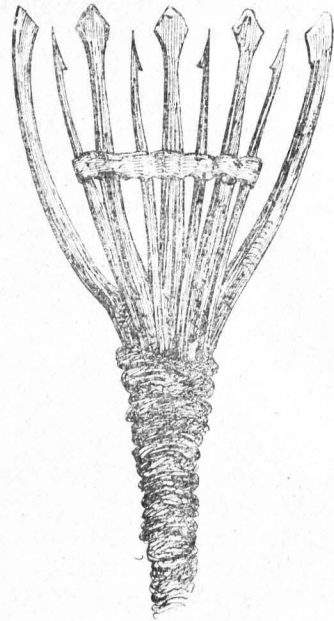
Namen einstiger Besitzer, einstigen Hausrates. Alte Rauchfänge und Herde rufen die Versonnenheit deutscher Märchen wach, und als einer der schönsten zeigte sich mir der im Bergischen Arbeiterhaus in Neutöplitz.

Ich möchte auch eine Sitte streifen, der ein großer Teil der Landeingewohnten fröhnt. Werden bei der Feldarbeit Urnenscherben ausgegraben, nimmt man sie sorgsam mit nach Hause und bestreicht sogenannte „Neberbeine“ zum Zwecke der Heilung mit ihnen. Im Unterbewußtsein reicht die aufgeklärte Neuzeit mit dem grauen Heidentum sich die Hand. Wie ja auch die gefundenen Urnen im Volksmund „Hexentöpfe“ heißen. Auch mancher Reibstein, mit dem die Vormenschen ihr Getreide zermahlten, Steinbeile und andere vorgeschichtliche Geräte liegen als wohlbehütete Glücksbringer, als uralter Hausrat ungekannter Vorfahren in den Schubkästen.

An manchem Schlüsselbund klappern nur zum Schmuck (und weil Schlüssel aus Aberglauben nicht gern fortgeworfen werden) noch kuriose Türsperrer mit dem krausen Bart des Urahnen aus einer Zeit, in der „die Zierde und Würde des Mannes“ noch nicht glattgeschabt wurde.

Als ganz besonders einzigartiges Stüchchen Volkskultur möchte ich schließlich noch erwähnen die „Mäuseguillotine“ im Stelteschen Hause im Leester Tal. Diese Falle, 30×31 Zentimeter groß, zermalmt die auf den Speck gegangenen Mager mit herabfallendem schweren Amboß. Wie ein Hochgericht — aus festem Eichenholz geschnitzt — ladet sie ihre Opfer in das fettduftende dunkle Berließ. Der quergestellte dünne Holzspan wird bei der geringsten Berührung umgestoßen und so der Mechanismus ausgelöst. Dieses geistreich erdachte Instrument ist von dem Urgroßvater Madeprang der jetzigen großmütterlichen Bewohnerin vor etwa 150 Jahren konstruiert worden, so lange im Familienbesitz und in Benutzung. — Ein „richtiger“ Amboß mit einer Inschrift aus dem Jahre 1757 steht als Erinnerungsstück auf dem Hof des Töplitzer Schmiedemeisters Pollaß.

Nach Feierabend auf der Ofenbank oder im Backenlehnhstuhl, deren Ursprünge oft genug Generationen zurückliegen, sind die Gedanken der müden Fleißigen nicht immer auf das Früher gerichtet. Der Rundfunk vermittelt das Neueste vom Tage, die Vor-



Alter Nalspieß aus Leest

Zeichnung: Erich Wulfert

bereitungen für das Morgen werden getroffen. Was alles mag noch verborgen schlummern, vergessen selbst von den Besitzern, in irgendwelchen zugebauten Winkel und Ecken, die ja auch in dem aufgeräumtesten Quartier entstehen. Was alles mag als belanglos und unschön gelten. Und genau so, wie ein verschrumpeltes Hausgesicht meist nur den Vorübergehenden zum Schauen lockt, während der Insasse nur daran denkt, wann er endlich den Maurer zum Abputzen bestellen kann, geht es ihm vielleicht oft genug mit seiner Urväter Hausrat. Er achtet, liebt und hütet ihn zwar, andererseits aber wäre er nicht abgeneigt, dies und jenes gegen „Modernitäten“ umzutauschen.

---

**Werde  
Mitglied der  
NSV.**

# Die Riesensteine des Fläming

Von Prof. Dr. Friedrich Solger

Der Weg von Belzig nach Raben kreuzt am Anfang seines letzten Drittels die Straße von Grubo nach Buchholz.

Geht man von der Kreuzung etwa 700 Meter gegen Buchholz zu und biegt dann in den Feldweg nach Norden ein, dann kommt man nach 500 Meter an einen mächtigen Stein, der auf einem beherrschenden Vorsprung des Geländes mit weitem Ausblick nach Nordosten liegt. Von Norden nach Süden wie von Osten nach Westen mißt er je etwa  $4\frac{1}{2}$  Meter und ragt fast manns-hoch aus dem Boden. Wie weit er in die Tiefe reichen mag, wissen wir nicht. Von Norden nach Süden ist er geborsten, und aus der Fuge wächst ein Bäumchen heraus. Die Oberfläche der größeren, östlichen Hälfte des Steines trägt eine bei der Verwitterung entstandene Vertiefung, die den Bergleich mit der Riesenspur einer Schafklaue nahelegt. So führt der Stein denn den Namen Schastrappenstein. Er ist einer der größten jener über 50 Riesensteine des Fläming, deren Ermittlung und genauen Aufzeichnung der vor kurzem verstorbene, verdiente Heimatforscher Karl Reichhelm in Treuenbriegen jahrzehntelange unermüdlige Arbeit gewidmet hat.

Diese Riesensteine sind eines der beachtenswertesten Naturdenkmale des Hohen Fläming. Es sind Geschiebe, die die Gletscher der Eiszeit aus Schweden zu uns gebracht haben. Solche Steine, die wir als Geschiebe bezeichnen, sind an sich im ganzen Norddeutschland allgemein verbreitet, aber nirgends sehen wir so viel außergewöhnlich große Steine auf verhältnismäßig engem Raum über die Landschaft verteilt wie im Gebiet zwischen Reek und Lüdendorf im Hohen Fläming.

Auch die Lüneburger Heide ist durch Riesensteine bekannt; aber dort sind diese mächtigen Geschiebe durch die Menschen der jüngeren Steinzeit zu gewaltigen Steinsekkungen zusammengeschleppt worden, in denen wir ihre Toten beigelegt finden, soweit nicht die Eier nach meist nicht vorhandenen Schätzen schon seit Jahrhunderten diese Gräber aufgewühlt hat. Was demgegenüber den Riesensteinen des Fläming ihre besondere Bedeutung gibt, ist der Umstand, daß sie

noch unverrückt so liegen, wie das Eis sie niedergelegt hat. Wenn die Steingräber der Lüneburger Heide uns über fünf Jahrtausende hin von unseren Vorfahren erzählen, soweit nicht die Zerstörungswut spätere Geschlechter uns dieser unersehblichen Erinnerungstücke beraubt hat, dann knüpfen sich an die Riesensteine des Fläming Erinnerungen von 50 bis 100 Jahrtausenden.

Auch hier hat der Mensch der Neuzeit vieles zerstört. Die wenigen Mark, die die Verarbeitung eines Riesensteines zu Steinpflaster ergaben, schienen den bäuerlichen Besitzern des Geländes oft wertvoller als der Stein, der ihnen nichts sagte, und dessen Entfernung noch einige Quadratmeter vielleicht nutzbarer Fläche verhielt. Hoffentlich wird der Irrtum dieser Fehlberechnung eingesehen, wenn wir versuchen, uns zu vergewärtigen, was diese Steine uns erzählen.

Geschiebe der eiszeitlichen Gletscher gibt es an sich in solchen Mengen, daß wir dem einzelnen Stein keine besondere Beachtung schenken. Aber wie die Lebenserinnerungen der Menschen uns um so wichtiger werden, je größer der Mensch ist, so können wir ein Gleiches auch von den Steinen sagen. Die Riesensteine sagen uns mehr als ein gewöhnlicher Feldstein. Das Eis der Gletscher konnte wohl auf seinem Rücken Steine jeder beliebigen Größe fortführen, wenn sie vom Berghange auf ihn heruntergefallen waren. Lagen sie aber auf dem Boden und ging der Gletscher über sie hinweg, so konnte er wohl kleine Steine dabei auch von unten her in seine Eismasse aufnehmen und nach dem Süden tragen. Uberschritt der Stein aber eine gewisse Größe, dann reichte die Festigkeit des Eises nicht aus, um die Eisbewegung auf den Stein zu übertragen, sondern das Eis wich aus, der Stein blieb liegen, und das an ihm vorbeischnellende Eis schloß ihn mit dem mitgeführten Schutt mehr oder weniger deutlich ab.

Das können wir nun freilich an dem Schastrappenstein nicht erkennen. Das Gestein, aus dem er besteht, ist ein Gneis, d. h. ein in mancher Beziehung granitähnlicher Stein, der aber eine starke parallele Zerklüftung zeigt. Dadurch ist er für die Ver-

witterung angreifbarer und bewahrt auf die Dauer nicht die feinen Züge auf, die das Eis auf seine Oberfläche gezeichnet hat. Diese Zerklüftung hat nun gerade diejenigen Riesensteine, die aus Gneis bestehen, vor der Zerstörung durch den Menschen bewahrt; denn sie gaben kein brauchbares Pflaster, auch keine haltbaren Steine für den Hausbau. Zu den Steinen dieser Art gehört der Michelstein, zwei Kilometer nördlich von Kerzendorf, und der große Stein bei Ahrensneß, besonders auch der Breite Stein, der östlich von Mühdorf an ähnlich beherrschender Stelle liegt und einen vielleicht noch schöneren Weitblick gewährt wie der Schaftrappenstein.

Dagegen ist die Oberfläche noch meist gut erhalten bei denjenigen Riesensteinen, die aus Granit bestehen, z. B. beim Bismarckstein, zwei Kilometer westlich von Lüden-dorf. Dieser über drei Meter lange und über zwei Meter aus der Erde ragende Steinblock zeigt auf seiner Nordseite deutlich die Spuren des Abschleifs durch das Eis. Kaum wird ein Anblick stärker eine unmittelbare Anschauung von der ehemaligen Vergleisicherung unserer Heimat vermitteln können als dieser Riesenstein, dem man es noch ansieht, wie er auf der Nordseite abgenutzt worden ist, die er der Strömung des Eises entgegenstellte. Das Gleiche sehen wir an dem sogenannten Bischofstein, 1200 Meter südlich von Neu-Riek. Dieser Stein bietet auch sonst noch allerlei Bemerkens-wertes. Hören wir, was Reichhelm über ihn sagt: „Der Stein zeigt auf der südlichen Breitfläche links oben die Jahreszahl 1590. Darunter ein einfaches Linienkreuz; rechts oben ein Kreuz mit geschweiften Armen, und auf der Oberkante rechts eine flache, trichterförmige Aushöhlung, ein altes germanisches Opfernäpfschen (?), auf der nördlichen Breitseite oben links das Bild eines Kelches . . . in dem Opfernäpfschen finden sich auch jetzt noch von Zeit zu Zeit kleine Geldmünzen als Opfergaben . . . Ein Bischof von Magdeburg soll (der Sage nach) in dieser Gegend einen Kampf gegen die Wenden ausgefochten und vorher an diesem Stein das Abendmahl gereicht haben. Auch die Hussiten sollen (nach einer anderen Sage) am Stein Feldgottesdienst gehalten und den Kelch eingemeißelt haben. Nach wieder einer anderen Sage soll ein Bischof unter dem Stein begraben liegen.“

So sehen wir, wie sich die Sage an solchen

Stein geheftet hat. Keine der an ihn geknüpften Erzählungen klingt wahrscheinlich. Sie tragen mehr das Gepräge von Versuchen, auf die Fragen nach dem Stein, seinem Namen, seinen Zeichen, irgendeine Antwort zu finden. Reichhelm selbst sah ihn als einen heidnischen Opferstein an, der durch christliche Symbole von seinen heidnischen Beziehungen entkleidet worden wäre. Auch hielt er es für möglich, daß 1590 kur-sächsische und kurhessische Truppen, die bei Niemegk zusammengezogen waren, am Bischofstein einen Feldgottesdienst abgehalten hätten und im Zusammenhang damit die Zeichen eingemeißelt worden wären. Es ist wenig Aussicht, den wahren Zusammen-hang zu ergründen, aber es leuchtet ein, daß solche Merkzeichen in der Landschaft, die alle Veränderungen überdauerten, Versamm-lungsstellen schon für die vorgeschichtlichen Einwohner abgeben mochten, daß sie da-durch mit heiligen Gedanken verbunden wurden, denen später die Kirche ihren Stempel aufdrückte. Wo sie es nicht tat, wurden an den Stein dann wohl unheimliche Gedanken geknüpft, wie an den Teufelsstein, der in der nördlichen Vorstadt von Belzig steht, allerdings jetzt von Menschenhand verschoben. Ein anderer Teufelsstein von etwa vier Meter Durchmesser liegt bei Nedlitz, westlich der Grenze des Zauch-Belziger Kreises, und trägt eine Erinnerungstafel für die Gefallenen des Weltkrieges. Auch seine Nordseite läßt die Abschleifung durch das Eis gut erkennen.

Daß einer der Riesensteine in der Tat als Wahrzeichen für einen Versammlungsplatz noch in geschichtlicher Zeit verwendet worden ist, erzählt Reichhelm vom Schäferstein südlich von Riek, auf der Ostseite der Chaussee nach Wittenberg. Er gibt an, die Schäfer des Fläming hätten hier in früheren Zeiten ihre Vierteljahresversammlungen abgehalten.

Aber kehren wir noch einmal zum Schaf-trappenstein zurück. Dieerspaltung in zwei dicht nebeneinander liegende Steine teilt er mit verhältnismäßig vielen der Riesensteine des Fläming. Solche Doppelsteine sind der Schneiderstein südlich von Riek, der schon erwähnte Stein von Ahrensneß, ein weiterer neben der verfallenen Kirche von Dangelisdorf und ein Stein einen Kilometer nördlich des Forsthauses Zehrens-dorf bei Raben. Diese Doppelsteine legen uns die Frage vor: Sind die Teilstücke be-

reits getrennt abgelagert worden oder sind die Steine erst zersprungen, nachdem sie an Ort und Stelle lagen? Im ganzen gibt es etwa 20 Steine, die eben so groß oder größer sind als der von Dangelndorf. Wenn sich darunter fünf Doppelsteine befinden, so ist das ein auffallend hoher Anteil. Es wäre ein merkwürdiger Zufall, wenn so oft der Fall eingetreten wäre, daß Steine bei der Ablagerung aus dem Eise zwar zersprungen, aber ihre Teile durch die Eisbewegung nur wenige Dezimeter auseinandengerückt worden wären. Es wird also so sein, daß der Stein bei der Ablagerung noch zusammenhielt, daß dann aber das Eis gegen den dazwischenliegenden Stein drückte und seine Teile verschob. Die ganz großen Steine konnte der Gletscher, nachdem sie einmal abgelagert waren, gar nicht mehr bewegen. Die kleineren wälzte er hin und her. In den Doppelsteinen aber hätten wir ein Zeugnis dafür, daß ihre Größe gerade die Grenze des allenfalls Bewegbaren bildete. So werden die Riesensteine wichtige Urkunden für uns. Sie verhelfen uns zu einer klareren Anschauung darüber, wie das Eis wirkte, und aus unzähligen solchen kleinen Erkenntnissen kann schließlich die Wissenschaft ein zuverlässiges Bild davon aufbauen, was in der

Eiszeit vor sich ging, in jener Zeit, in der der Kampf mit schweren Unbilden der Witterung in harter Auslese die Grundrassen der Menschheit herauszüchtete. Als Hintergrund für diesen Kampf, der auch die Grundtatsachen unseres eigenen Bluterbeschusses, hat die Erforschung der Eiszeit eine Bedeutung, die unmittelbar in den Gegenwartskampf unseres Volkes hineinragt.

Als Urkunden für solche Forschung gehören diese Riesensteine dem ganzen Volk und nicht der beliebigen Verfügung des zufälligen Besitzers, auf dessen Grund und Boden sie liegen. Das war auch der Grund, weswegen Karl Reichhelm sie sorgfältig aufsuchte und verzeichnete und sich bemühte, sie unter Naturdenkmalschutz zu stellen. Er empfand es wie einen persönlichen Verlust, wenn er bei der Nachprüfung seiner Aufzeichnungen immer wieder feststellen mußte, daß eines seiner Sorgenkinder in der Zwischenzeit zerstört worden war, um angeblich nützlicher verwendet zu werden. Dieses Gefühl eines persönlichen Verlustes, das jeden von uns bei der Zerstörung eines solchen Denkmals trifft, möchte ich auch durch diesen Aufsatz wecken, in dem ich versuche zu zeigen, was uns die Riesensteine sagen und wie viel mehr sie uns künftig noch werden



Rest der alten Stadtmauer am Berliner Tor in Trenenbriegen

Aufnahme: W. Grube

sagen können, wenn es uns gelingt, sie davon zu bewahren, daß sie in Geld umgewandelt werden. Geld können wir uns gegen sehr verschiedene Dinge und Leistungen eintauschen. Das ist sein Vorteil und auch die Versuchung, die in ihm liegt. Ein Denkmal der Vorzeit ist, einmal zerstört, nicht wieder herstellbar. Dabei müssen wir auch im Auge behalten, daß das, was uns jene Steine sagen können, heute erst sehr unvollkommen von uns verstanden wird. Als man vor 100 Jahren den größten Riesenstein der Mark Brandenburg, den großen Markgrafenstein von Rauhen bei Fürstenwalde, zerstückte, um die Schale daraus herzustellen, die heute vor dem Alten Museum in Berlin steht, war man sich gar nicht bewußt, daß man damit eine Urkunde der Natur vernichtete, deren Fehlen wir heute als eine schmerzliche Lücke für die Forschung empfinden. Man glaubte vielleicht geradezu, den Stein durch seine Verarbeitung erst recht zur Geltung zu bringen. Damals wußten wir eben noch nicht, was er uns zu sagen hatte. Auch in seiner heutigen Gestalt ist er ja noch ein Stück Urkunde geblieben. Er erinnert uns daran, wie mächtige Blöcke das Eis einst von Schweden zu uns herübertrug. Aber all die Spuren seines Kampfes mit dem Eise, die auf seiner Oberfläche eingezeichnet waren, sind vernichtet, alle Schlüsse, die wir aus der genauen Beobachtung seiner Lage ziehen konnten, sind unmöglich gemacht. Wie hier erst im Laufe der Zeit die Fragen uns klar zum Bewußtsein gekommen sind, deren Beantwortung wir von einem solchen Zeugen der Vergangenheit erhoffen dürfen, so stehen wir auch heute bei den Riesensteinen des Fläming erst am Anfang der Erkenntnis, und wenn ein solcher Stein zerstört wird, dann ist es, als ob uns ein Buch fortgenommen würde, von dem wir erst die ersten Seiten gelesen haben. Auch das, was wir zur Zeit aus diesen Steinen herauslesen können, gibt kein Bild von der Bedeutung, die sie für die Forschung haben. Auch darf man nicht einwenden, daß es naturgemäß immer nur Wenige sein werden, die solche Urkunden gründlich zu lesen verstehen. Wenn man sie nur überhaupt liest, dann fließt der Ertrag auf Umwegen doch schließlich der Gesamtheit zu.

Wo ein Stein zerstört worden ist, um mit den Bruchstücken ein Stück Weg zu pflastern, da ist das etwa so, als ob jemand ein wertvolles Schnitzwerk in den Ofen steckt und

dann stolz darauf ist, es nützlich verwandt zu haben, weil die Stube für ein paar Stunden warm geworden ist. Noch schlimmer ist es aber eigentlich, wenn, wie bei dem Sattelstein, der einen Kilometer Nordnordwest von Raben, 100 Meter östlich der Belziger Straße, liegt, ein verhältnismäßig kleines Stück abgeprengt worden ist, das aber genügt hat, den Urkundenwert des Steines zu vernichten. Da steht der scheinbare wirtschaftliche Augenblicksvorteil nun in gar keinem Verhältnis zu dem dauernden Verlust. Wenn der Erdgeschichtsforscher an den Trümmern eines solchen Steines steht, dann hat er ein ähnliches Gefühl wie der Förster, wenn er ein verendetes Wild findet, das ein Sonntagsjäger in einer Augenblickslaune erschossen, aber nicht einmal verwertet hat. Man könnte hier von wirtschaftlicher Wastjägerei sprechen. Leider gibt es nicht wenige Steine, die dieses Schicksal gehabt haben, z. B. der Hasenstein.

Aber wir wollen nicht mit der Klage über solche Mißgriffe schließen, sondern uns dessen freuen, was wir noch haben, und hoffen, daß das Eindringen der Erkenntnis von dem dauernden Wert unserer Naturdenkmäler für die Gesamtheit unseres Volkes allmählich den Sieg über einen sehr kurzfristigen Eigennutz davontragen wird, und was uns erhalten ist, ist noch immer ein reicher Schatz, nicht nur für den Forscher, sondern auch für den Naturfreund. Wir gedachten schon der hervorragenden landschaftlichen Lage des Schafrappensteins und des Breiten Steins bei Mückdorf. Aber ein eigenartiger Eindruck ist auch der des Breiten Steins nordöstlich von Grubo, der, drei Meter lang und zwei Meter breit, wie ein flacher Tisch sich nur wenig über den Boden erhebt. Eindrucksvoll ist auch der Sautstein, 1½ Kilometer südsüdost von Seksteig, der im Kleinen an Felsgruppen erinnert, wie sie im Mittagstein auf dem Riesengebirge zu den Sehenswürdigkeiten Deutschlands gerechnet werden, oder an die, wie an die Luisenburg im Fichtelgebirge, Goethe einst nachdenkliche Ueberlegungen geknüpft hat. In der Forst Seksteig der Herrschaft Wiesenburg liegen ziemlich nahe beieinander eine ganze Anzahl großer Steine in dem Grund, der von Seksteig auf Medewitz zuführt. Reichhelm hat auch sie verzeichnet, und bei dieser Sammelarbeit hat er auch sorgfältig immer Namen zu finden gesucht für jeden der Steine. Beim Bischofstein, beim Hirtenstein und in ande-



ren Fällen, wo die Steine hinreichend lange allgemeiner bekannt waren, konnte er solche Namen aus dem Volksmund nehmen. Das war ihm das Liebste. Denn dadurch wurde bezeugt, daß das Volk selbst den Stein zu seinem Besitztum gerechnet hatte. Aber bei den unbekannteren Steinen waren solche Namen entweder nicht vorhanden oder nach der Gestalt gegebene Bezeichnungen, wie Riesenstein, Breiter Stein, Runder Stein, wiederholten sich mehrfach. Da strebte Reichhelm dahin, daß jeder der Steine einen besonderen, nur ihm eigentümlichen Namen hätte. Er wählte schließlich das Mittel, das wir auch bei den Straßennamen anwenden, die Benennung nach Persönlichkeiten, besonders nach solchen, die mit der Heimatforschung verknüpft sind. So nannte er einen Stein unweit des Bischofssteins den

Schönichenstein und einen der Steine im Seßsteiger Revier den Kuhlmenstein. Da haben denn seine Freunde auch seinen Namen mit einem der Steine im Revier von Seßsteig verbunden. Es ist einer der kleineren Steine. Bescheiden wie der, dessen Namen er trägt, liegt er zwischen den Bäumen der Forst; man muß ihn auffuchen. Er drängt sich dem Blick nicht auf. So war es auch mit Reichhelms Arbeit, die wenigen bekannt geworden sein wird. Auch das hat seine Arbeit mit den Steinen gemeinsam, daß sie gepflegt sein will, wenn sie erhalten bleiben soll. Möge der neu erwachte Sinn für die Bedeutung des Erbes, das in uns weiterwirkt, auch dazu helfen, den steinernen Zeugen die gebührende Pflege widerfahren zu lassen, die von jener Vorzeit künden, in der die Wurzeln der Gegenwart liegen.

## Die Arbeit an unsern Dorchroniken

Es muß in jedem Dorf danach gestrebt werden, eine gedruckte Dorf-Chronik zu besitzen. Zahlreiche Bürgermeister in den Dörfern unseres Kreises haben schon mit der Anlage einer Chronik begonnen, die nicht nur die Vergangenheit des Ortes enthält, sondern auch die Gegenwart in Wort und Bild festhält. Es ist ungemein wertvoll und wichtig, die Ereignisse der Gegenwart in das Buch einzutragen, um den kommenden Geschlechtern ein Bild der großen Zeit, die wir jetzt durchleben und die ihre Wellen bis ins kleinste Dorf schlägt, zu geben. Diese Arbeit ist durchaus ohne weiteres möglich, und es ist zu erwarten, daß in den meisten Orten wenigstens eine Mappe vorhanden ist, in der das Material, soweit die Kriegeereignisse das Dorf berühren, gesammelt wird. Besser ist natürlich, wenn in der Gemeinde ein Kriegstagebuch geführt wird, das später für die Orts-Chronik ausgewertet werden kann.

Schwierig wird die Bearbeitung der Dorf-Chronik erst, wenn die Vergangenheit des Ortes aufgezeichnet werden soll. In vielen Dörfern fehlt der geeignete Bearbeiter, der imstande ist, alte Schriften in den Akten zu entziffern und vor allem frühere Ausdrücke zu deuten. Nur in wenigen Fällen stehen ihm ferner die gedruckten Quellen zur Ver-

fügung, in denen Material zur Ortsgeschichte enthalten ist, z. B. für die Zauche das große Urkundenwerk der Mark Brandenburg von Riedel, desgleichen das Landbuch der Mark mit den Angaben von 1375 oder Fidicin, „Territorien der Mark“, Bratring usw. Für das Gebiet um Belzig kommen die sächsischen Werke in Frage, z. B. die Visitationen von 1530, 1555 und das große Lexikon von Schumann-Schiffner aus der Zeit nach 1800. Oft ist auch zur Erforschung der Ortsgeschichte zeitraubende und mühsame Arbeit im Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem notwendig.

Hier will nun die Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft für den Kreis Zauch-Belzig helfend eingreifen und die ange deuteten Schwierigkeiten aus dem Wege räumen. Mittelschulkonrektor Brachwitz in Treuenbriezen ist beauftragt worden, eine Materialsammlung zur Geschichte aller Dörfer unseres Kreises durchzuführen. Nachdem die als Vorarbeit gedachte Sammlung, die sämtliche erreichbaren Nachrichten aus den schon erschienenen Werken und aus den Archiven umfaßt, abgeschlossen sein wird, kann die Geschichte jedes einzelnen Ortes bearbeitet werden. Das dürfte voraussichtlich bei Beginn des Jahres 1942 der Fall sein.

In erster Linie sind die geschichtlichen Nachrichten aus der Zeit bis zu den Befreiungskriegen zusammengetragen worden. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts läßt sich meist auf Grund der Akten der Bürgermeisterei bearbeiten. Besonderer Wert ist auf Erforschung der Dorfsippen, der alten Bauerngeschlechter und der Erbhöfe zu legen. In diesem Zusammenhang darf erwähnt werden, daß z. B. von jedem Dorf des alten Amtes Belzig-Rabenstein Einwohner-Verzeichnisse aus den Jahren 1506, 1550, 1591, 1645 und 1682 vorliegen, auch eingehende Angaben über die allgemeinen Besitz- und Abgabenverhältnisse eines jeden Dorfes, vom Jahre 1506 auch von jeder Wirtschaft. Dieses bisher unveröffentlichte Material ist eine Quelle für die Orts- und Familiengeschichte, wie sie wohl kaum ein zweiter Kreis in der Mark Brandenburg aufzuweisen haben wird.

So ist die Chronik des Dorfes Linthe mit Unterstützung der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft fertiggestellt worden, Mörz (Lehrer i. R. Krüger) und Lan-gewisch (Studienrat Zink) werden zur Zeit bearbeitet. Wenn an irgendeinem andern Ort die Chronik noch in Bearbeitung ist, so ist es ratsam, möglichst sofort die

Materialien, die beim Landratsamt lagern, anzufordern. Die Bearbeitung darf nicht davon abhängig gemacht werden, ob die Chronik gleich gedruckt werden kann, wenn auch die gedruckte Chronik das erstrebenswerte Ziel bleibt.

Uebersichten wir die bisher erschienenen Dorf-Chroniken, so ergibt sich, daß bereits fünf Dörfer in unserem Kreis eine gedruckte Ortsgeschichte besitzen.

1. Ragösen: Bachhaus, Geschichte des Dorfes Ragösen. Kommissions-Verlag Ewenius, Brandenburg 1902. — Ergänzt und fortgeführt von Fr. Bamberg. Kommissions-Verlag Fr. Bamberg, Ragösen 1939.
2. Borne und Bergholz: Silkenstädt, Geschichte der Flämingdörfer Borne und Bergholz. Druck Borowsky, Vegeack.
3. Schlalach: Kehrle, Das Dorf Schlalach, seine Büdner und ihre landwirtschaftlichen Verhältnisse. Verlag Duncker und Humblot, Leipzig 1908.
4. Raben: Boehmer, Raben und der Rabenstein. Druck von Greiner u. Pfeifer, Stuttgart.
5. Gollwitz: Sydow, Gollwitz. Beiträge zur Geschichte des Haveldorfes. Als Manuskript gedruckt 1940.

## Märkischer Adel

### Die Pluderhosen

Einmal gehörte alles Land, auf dem heute die Königsstadt Potsdam sich erhebt, den märkischen Herren von Rochow; dann brachten es die Zollern mit List und Gewalt an sich, doch die Rochows vergaßen ihre alten Ansprüche nicht.

Zur Zeit des Kurfürsten Johann Cicero nun hatte sich ein Herr Richard von Rochow ein Paar jener bunten, geschlitzten, und mit Seide reich ausgepufften Hosen zugelegt, wie sie damals Mode waren. Sie saßen etwa 60 Ellen Tuch und kosteten ein kleines Vermögen.

Der Kurfürst, ein sparsamer Mann, mochte die Sitte nicht leiden, und als darum der von Rochow in seinen bunten Beinkleidern zu Hofe kam, fragte ihn der Herr spöttisch:

„Nun, in das eine Hosenbein steckt Ihr wohl die ganze Ernte von Redahn und in das andere die von Golzow?“ — Das waren die Rochowschen Güter.

„Kurfürstliche Gnaden“, erwiderte der Junker unerschrocken, „ich bekäme auch die von Potsdam noch hinein, so mir würde, was meinen Vorfahren rechtens gehörte.“

Der Kurfürst machte schweigend kehrt und sagte nichts mehr.

Herren-, Damen- u. Kinderwäsche, Berufskleidung, Trikotagen,  
Gardinen, Teppiche und alle einschlägigen Artikel

**Georg Spikner, Treuenbrieken** Bäckerstr. 5, Ruf 368

Brandenburgische

Landes- u. Hochschulbibliothek

Potsdam



